PQ
2318
.F4G5
1837
v.1

UNIVERSITY OF VIRGINIA LIBRARY

Frau, Mann und Liebhaber.

Im Verlags-Comtoir in Breslau ſind 1834 bis 1837 noch erſchienen:

Kock, Paul de, der Leichtſinnige. 2 Theile. 8. br. 2 rthlr. 6 gr.

— Andreas der Savoyarde. 3 Theile. 8. br. 3 rthlr. 18 gr.

Krebs, J., der polniſche Phozion. Hiſtoriſche Novelle. 8. br. 1 rthlr

— Trotzendorf und ſeine Schüler. Hiſtoriſche Novellr. 8. br. 12 gr.

Moritz, G., der Flüchtling. Doppel-Erzählung. 8. br. 18 gr.

— Vorurtheile. Erzählungen. 8. br. 18 gr.

Höllenbrand, W., die Rache oder der furchtbare Räubund. 2 Theile. 8. br. 1 rthlr. 12 gr.

Olſchen, M. B. v., die Rebellion von Hochſtraaten. 8. br. 18 gr.

Philipp, E., der Pfaffenkrieg. Erzählung. 8. br. 6 gr.

Robert Bürkner, Erotiſche Lieder. 8. br. 9 gr.

Roland, G., Breslau, wie es iſt und trinkt. 8. br. 6 gr.

— Breslau oder Buch der 101. 16. br. 4 gr.

Schauke, M. B., Bilder aus der Wirklichkeit. 8. br. 18 gr.

— Diſtelblüthen. Erzählungen. 8. br. 18 gr.

Seeliger, J., die Rebellen. Hiſtoriſche Novelle. 8. br. 1 rthlr.

Selt, F., Sagen aus Breslau's Vorzeit. 2 Bändchen. 8. br. 6 gr.

Stambke, M. v., Blüthen einſamer Stunden. Erzählungen. 8. br. 1 rthlr. 6 gr.

Frau, Mann

und

Liebhaber.

Nach dem Französischen

des

Ch. Paul de Kock.

Erster Theil.

Breslau,

Verlags-Comtoir.

1837.

EXCHANGE
OCT 15 '62

PQ
2318
.F4G5
1837
v.1
Copy 1

Erstes Kapitel.

Die erste Aufführung eines Melodrama.
Die violette Hülle.

»Meine Damen, rücken Sie doch links ein Wenig zu . . . Und Sie meine Herren, näher an die Damen . . . Es ist noch ein Platz leer . . . Es müssen zehn hinein, und Sie sind ihrer erst neun . . . die Zahl muß voll werden.«

»Die Zahl! kommt man denn in das Theater, um wie ein Hering eingepöckelt zu werden? Sie sehen recht gut, wie enge wir bereits sitzen; wo zum Teufel wollen Sie denn noch Einen hinsetzen? Nun, ich werde mich wenigstens nicht inkomodiren.«

»Gehen Sie nur, Schließerin, lassen Sie uns in Ruhe. Es hat keinen Platz mehr.«

»Ich sage Ihnen, mein Herr, daß zehn Personen hinein müssen.«

»Aber ſehen Sie denn nicht, daß jener Herr und jene zwei Damen in der Ecke, wenigſtens für vier Perſonen zu rechnen ſind?«

»Das geht mich nichts an, mein Herr . . . Kommen Sie nun, Madame . . . Es iſt noch ein Platz übrig und wenn die Herrn nicht Platz machen wollen, werde ich den Inſpektor holen . . . Kommen Sie doch Madame, denn wenn Sie nicht wollen, wird ſich ein Andrer dort hinſetzen.«

Bei dieſen Worten ſchob uns ein altes, dürres, näſelndes Weib, in der man bereits die Logenſchließerin erkannt haben wird, ohne ſich weiter um das Murren der auf der erſten Bank des Balkons befindlichen Perſonen zu kümmern, eine junge Dame zu, welche unentſchloſſen ſchien, ob ſie den ihr von der Schließerin angewieſenen Platz annehmen ſollte oder nicht. Ich ſaß auf der zweiten Bank; denn da ich lieber hier, als vorn ſitze, hatte ich den Platz, welchen die Schließerin jetzt der zuletzt angekommenen Perſon anbot, nicht verlangt.

Ich drehte mich aber nach dieſer Dame um, denn man geht eben ſo oft in das Theater um die Zuſchauer zu ſehen, als um das Stück zu hören, und ſah ein ſehr hübſches Geſicht. Das iſt nun wohl nichts Seltnes in Paris, aber das Geſicht gefiel mir — und das iſt etwas andres; denn der

Geſchmack iſt ſehr verſchieden und man kann der Schönheit volle Gerechtigkeit widerfahren laſſen, ihr aber demohnerachtet eine Phyſiognomie vorziehen, die ohne Regelmäßigkeit der Züge, durch deren Ausdruck deſto mehr Reiz für uns hat.

Dieſe Frau oder dieſes Mädchen, denn ich wagte noch nicht über eine ſolche Frage zu entſcheiden, ſchien ohngefähr vier und zwanzig Jahr alt zu ſein. Sie iſt weder groß noch klein, nicht brünet, nicht blond; ihre Augen — meiner Treu, ich weiß noch nicht ob dieſe braun oder blau ſind.

Sie hat einen großen Hut auf und ich bin nicht gewohnt, einer Dame ohne Weiteres Aug' in Auge zu ſehen; ſoviel aber iſt ſicher, daß ſie ſehr hübſch iſt. Ich bot ihr meine Hand, damit ſie bequemer über die zweite Bank wegſteigen konnte, und während ſie ſich leicht auf mich lehnte, konnte ich ſehen, daß ſie einen kleinen Fuß und ein ſehr ſchön geformtes Bein hat und was noch mehr, daß ihre Fußbekleidung ſehr ſauber iſt.

Ich gebe hierauf viel und habe ein ſchlimmes Vorurtheil gegen die Damen mit ſchönem Schawel und ſchmutzigen Strümpfen.

Indeß hat jener Herr, welcher der Schließerin ſeine Abneigung gegen das Einpöckeln erklärt hatte, obwohl er der Magerkeit ſeines Körpers und der

eckichten Länge seines Gesichts nach zu urtheilen, recht gut in einer Tonne eingetrocknet gelegen haben konnte; — dieser Herr hat, ohne sich umzudrehen, seinen Hut zwischen die Beine genommen und schien entschlossen nicht um einen Zoll breit sein Terrain aufzugeben.

Sein Nachbar, ein junger Mann von liebenswürdigerem Aussehen, hat sich aber gleich mir nach der Person umgedreht, die man neben ihn setzen will und findet sie wahrscheinlich auch gleich mir nach Seinem Geschmack, denn er rückt auf die Seite und macht ein wenig Platz.

Die Dame, lange Zeit unentschlossen, kommt endlich vorn hin und setzt sich schüchtern zwischen die beiden Herrn.

Jener Mensch, der wir ein Hackmesser aussieht, fährt indeß fort zu brummen, sich zu beklagen, und diese ersten Vorstellungen zu verwünschen. Der Egoist! sich zu beklagen, weil diese junge Dame neben ihm sitzt, weil ihre Arme oder vielleicht ihre Füße ihn berühren! Ach! ich wollte gern an seiner Stelle sein!, freilich bin ich noch nicht dreißig und er nahe an sechzig Jahr alt — aber, wenn ich auch alt sein werde, wird mich doch die Schönheit nicht unempfindlich lassen. Oder doch — nun, man muß nie die Hoffnung aufgeben. Die Dame

murmelt einige jener Phraſen als: »Meine Herrn ... es thut mir Leid ... wenn ich Sie zu ſehr beläſtige, werde ich nicht bleiben «

Der große, dürre Mann wagt indeß doch nicht Sie wegzuweiſen — und zwar zu ſeinem Glück — der jüngere aber rückt noch mehr zu, um ihr Platz zu machen und betheuert, daß er ganz bequem ſitze.

Ich dachte mirs wohl, daß er ſie auch nach ſeinem Geſchmack finden werde. Sie ſcheint allein zu ſein, denn ich ſah Niemanden mit ihr kommen. Allein im Theater, und auf dem Balkon — hm! Doch man muß nicht gleich Arges denken; ihr Mann, ein Verwandter, ein Freund von ihr kann ja im Parterre ſein, man wird vielleicht an der Thür auf Sie warten.

Das Haus füllt ſich: wir ſind im Theater de la Gaité, wo ein neues Melodrama zum erſtenmal aufgeführt werden ſoll. Das iſt eine Sache von Wichtigkeit für die Enthuſiaſten und Theaterfreunde des Boulevart du Temple, und ſelbſt andern Quartiern. Und warum ſollte man ſich nicht auch ebenſo gut in den kleinern, wie in den großen Theatern Melodramen anſehen; giebt man Sie nicht jetzt überall?

Das Jahr 1829, in welchem wir jetzt leben, wird damit Epoche machen. Neben mir ſind noch

zwei Plätze leer; aber die Balkonthür geht auf und zwei Damen treten, oder stürzen vielmehr herein. Die warten nicht, bis ihnen die Schließerin sagt, ob es noch Platz giebt; die steigen nicht, die springen über die Bank, auf welche sie sich dann ohne Weiteres hastig niedersetzen.

Die, neben mir, setzt sich beinahe auf meine Knie, und stößt mit dem Ellbogen meinen Hut auf die Erde.

Doch auf das Alles achtet Sie nicht und scheint nicht im Mindesten sich darum zu bekümmern, ob sie ihre Nachbaren belästige; die Hauptsache für sie ist — einen Platz zu haben und beim Niedersetzen stößt sie daher ein Ach aus, fähig einen Kronleuchter auszulöschen, wonächst sie ausruft:

»Da sind wir endlich drinnen . . . das hat aber schwer gehalten! . . . Nicht wahr Marie, wie sie sich an der Thür herumstoßen — s'ist zum Umkommen! . . . Ich hätte mir am Geländer beinahe die Brust eingedrückt . . . s'hatte solche Schufte, die stießen immer und dann beim Stoßen zwickten sie Einen noch.«

»Hast Du gesehen wie ich den Kerl, der hinter mir war, habe ablaufen lassen? Er hatte immer seine Hand auf meiner Hüfte und sagte, das thäte er nur, um mich zu unterstützen! Ich sagte ihm:

wenn Sie nicht Ihre Unterſtützungen für ſich behalten, werde ich Sie durch den Gendarmen faſſen laſſen! Rücke doch ein wenig Marie, damit wir bequemer ſitzen.«

Ich ſehe voraus, daß wir während der Zwiſchen-Akte und vielleicht während der Aufführung ſelbſt das Vergnügen haben werden, die Unterhaltung dieſer beiden Damen, welche ſelbſt nicht geſtoßen ſein wollen, aber ſich es gar nicht übel nehmen, wenn ſie Andre ſtoßen, mit anzuhören.

Uebrigens ſind es zwei junge Weibchen mit ziemlich angenehmen Zügen, aber doch welcher Unterſchied zwiſchen ihnen und der Dame von vorhin. Rothe Backen, feurige Augen, friſche Lippen; aber der Ausdruck des Geſichts — gemein, geiſtlos, unzart.

Ich beuge den Kopf ein wenig vor, um von Zeit zu Zeit das Geſicht jener jungen Dame zu betrachten, das ich nur halb geſehen habe; aber ich ſitze grade hinter ihr und ſie hat einen jener Hüte auf, die zur Verzweiflung aller Theaterbeſucher erfunden ſind. Auch ich verwünſche dieſen Hut — nicht weil er mir einen großen Theil der Bühne verbirgt, ſondern weil er mich hindert, jenes Geſicht, deſſen Ausdruck mir ſo ſehr gefallen hat, zu ſehen.

Ich möchte gern wiſſen, ob es bei längerer

Beobachtung noch denſelben Reiz für mich bewahren würde. Es giebt ſo viele Dinge, die um zu gefallen, keine allzuſcharfe Prüfung aushalten.

Man wendet ſich nicht um, man bleibt unbeweglich, doch glaube ich zu bemerken, daß man auch dem jungen Nachbar zur Linken, welcher gern eine Unterhaltung anknüpfen möchte, nur ſehr einſilbig antwortet; ſo daß dieſer am Ende über die geringe Anerkennung, welche ſeine bewieſene Bereitwilligkeit im Platzmachen findet, beleidigt, ſich wegwendet und anders wohin ſieht.

Mir iſt es endlich auch langweilig nur das Hintertheil einer violetten Hülle zu betrachten; richten wir doch einmal den Blick auf unſre Umgebung. Zur Seite des großen magern Herrn ſitzt eine junge Frau in einer kleinen Haube à la lingère; ein muthwilliges Geſichtchen, kleine ſchwarze, ſehr lebhafte Augen, Stutznäschen, ein ewiges Lächeln auf den Lippen, die ſich ſpöttiſch verziehen, wenn ſie nach den übrigen Damen ſchaut.

Sie ſieht mir ganz ſo aus, wie eine junge Nätherin. Sie iſt in Begleitung eines Mädchens von fünfzehn oder ſechszehn Jahren, welches in derſelben Art wie ſie gekleidet, nicht hübſch iſt, aber ſehr laut ſpricht und ununterbrochen mit ihrer Begleiterin lacht.

Hinter dem jungen Manne zur Linken kommt ein Stutzer von wenigstens vierzig Jahren. Die Eleganz seiner Kleidung ist gesucht, seine Haare sind sehr schwarz und zierlich gelockt, so daß man ihnen die Arbeit des Haarkräuslers ansieht. Sein Backenbart ist mit Sorgfalt verschnitten und noch schwärzer als das Haupthaar, die Augenbrauen sind pechschwarz. Das Alles konnte gefärbt sein und es sollte mich nicht befremden, wenn auch sein Toupet falsch wäre. — Man klebt sie jetzt so geschickt auf! Uebrigens hat er ein lebhaftes Kolorit und wäre ein ganz hübscher Bursch, wenn seine außerordentlich krumme Nase nicht so lächerlich kurz gewesen wäre. Im Ganzen genommen hat er ein ebenso einfältiges als selbstgenügsames Ansehn.

Nach diesem Tausendsasa kommen ein Herr und eine Dame — Gewöhnliche Gesichter, gute Bürgersleute, die eher auf das Mittagessen als auf die erste Vorstellung eines Melodrama verzichten würden.

Der Hut der Gemahlin gleicht einem Schneckenhause, und hat offenbar Püffe bekommen, wodurch er verunstaltet worden ist, und man spottet viel zugern über seinen Nebenmenschen als daß irgend Jemand so gefällig gewesen wäre, die Dame darauf aufmerksam zu machen, daß ihr Hut eine Dach-

traufe bilde. Denn der Mann bemerkt ſo etwas nicht, der ſieht nicht nach ſeiner Frau.

In der Loge hinter mir ſind noch ein Herr und eine Dame, deren Anzug zu fein für ein Boulevart-Theater, mit der Toilette jener Leute in argem Widerſpruch ſteht, welche zwei Stockwerke höher befindlich, ohne Jacke, mit aufgeſtreiften Hemdeärmeln, den mit einer Mütze von Otterfell bedeckten Kopf vorſtrecken um mit ihren Freunden am andern Ende des Hauſes Späße zu wechſeln, die mehr als ſpaßhaft ſind.

Die beiden Frauen neben mir kenne ich bereits; ich weiß, daß die eine Marie heißt, und die andre jeden Augenblick ihren Arm auf meine Schulter und ihre Schenkel auf die meinigen legt, was gar nicht unangenehm iſt.

Endlich hinter uns ſtehen zwei Männer, deren einer noch ſehr jung, mit aufgeſperrtem Munde, verwunderten Mienen und ſo weit als möglich aufgeriſſnen Augen den Vergnügungen des Theaters und den Pariſer Sitten noch fremd zu ſein ſcheint; der Andre, ein halber Kahlkopf hat mit Mühe die wenigen Haare ſeines Hinterkopfs auf die Stirn herübergeſtrichen, ſpielt den Angenehmen, lächelt und dudelt unaufhörlich, guckt den Damen unter den Hut und hat ſich ſo geſetzt, daß er mit den Knieen grade im Rücken meiner beleibten Nachbarin iſt.

»Sage einmal Marie, siehst Du unsre Männer nicht? Sie müssen doch im Parterre sein . . . Sie sind eine Stunde früher als wir weggegangen und müssen einen guten Platz haben . . . Ich bekomme sie aber mit keinem Auge zu sehen. S'ist doch merkwürdig, sollten sie sich nach hinten hin verloren haben, weil sie durch das Gewimmel nicht durchdringen konnten?« —

»Ach um meinen Gerard bin ich außer Sorgen, der weiß sich schon Platz zu machen. Bei seinen Kräften dringt man überall durch.«

»Nun mein Mann hat auch seine Kräfte, der arme Bribri, aber weil er klein ist, fürchte ich immer, er wird mal erdrückt werden. Aber halt! ich glaube sie zu sehen — dort unter dem Kronleuchter.«

»So nehmen Sie sich doch in Acht Madame, Sie liegen ja ganz auf mir,« sagte der alte Herr vornan, auf welchen meine Nachbarin sich lehnte, um besser nach dem Parterre sehen zu können.

»Ei was, ich muß meinen Mann suchen; ja, ja, es ist Bribri, er hat seine schwarz-seidne Mütze auf — Gerard ist neben ihm.«

»Aber, Madame, Sie erdrücken mich ja.« —

»Ach mein Gott! darf man sich denn hier nicht rühren?«

Meine Nachbarin wirft ſich nun auf mich und legt ihre Hand auf meine Schulter, um ſich in das Parterre hinaus zu lehnen, indeß der alte Herr ſich umwendet und wüthende Blicke nach den Damen ſchießt, um die ſich jene durchaus nicht kümmern, ſondern fortfahren zu plaudern, ganz ſo als wenn ſie zu Hauſe wären.

»Wenn uns nur Gerard bemerkte. — Was ſind ſie doch dumm, daß ſie nicht hier herüber ſehen. Wart! ich werde die Hand aufheben. Hm, hm!« —

Ein Glück für mich, daß die Herren Gerard und Bribri die Signale ihrer Frauen beachten, ſonſt würden dieſe Damen nicht von ihren Maneuvers ablaſſen; da man ihnen jedoch jetzt zulächelt, ſetzen ſie ſich beruhigt nieder und ich kann wieder frei athmen und gradeaus ſehen. Die Dame in der violetten Hülle bewahrt ihre Ruhe, ſie dreht ſich nicht um, blickt weder rechts noch links und plaudert nicht mit ihren Nachbaren.

Für eine Dame, welche allein gekommen iſt, befremdet ein ſolches Benehmen. Ich bin grade hinter ihr und könnte mich auch mit den Knieen auf ſie ſtützen, und die Hand an ihrem Kleide hinab gleiten laſſen, wie es Liebhaberei ſo vieler iſt, die nur, um ſich dieſes unſchuldige Vergnügen zu ma-

chen, in das Theater gehen. Aber Gott bewahre mich vor solcher Aufführung!

Es ist nicht sehr fein einer Dame unser Gefallen an ihr auf die Art zu beweisen, daß man ihr die Kniee in den Rücken bohrt, oder sie in die Lenden zwickt. Bei Freudenmädchen mag man sich so etwas erlauben — thut man es auch bei andern Frauen, so stellt man diese mit jenen auf eine Stufe. Wenn werden doch die Männer lernen — sich selber achten! Aber mein Gott, ich glaube gar ich gerathe in's Moralisiren! — Nein, ich sage nur was ich denke — das ist Alles.

Das Publikum wird indeß ungeduldig, weil man noch immer nicht anfängt, und das Publikum des Boulevart du Temple pflegt seine Ungeduld immer sehr tobend auszudrücken. Im Parterre stampft man mit den Füßen, auf den Galerieen pfeift man, auf dem Paradies hört man das mit Flüchen vermischte Geschrei: »'s kann los gehen;« Bei diesem Lärmen bemerke ich, daß der hinter meiner beliebten Nachbarin sitzende kahlköpfige Herr einen kleinen elfenbeinernen Kamm aus der Tasche gezogen hat und sich bemüht seine paar Haare auf die Stirn herüber zu kämmen, welche jedoch immer wieder hinten hinüber fallen und dann in langen Zotteln herab hängend, seinem Kopfe das Ansehn jener Fe-

derbeſen geben, welche von den Elſaſſerinnen zum Verkauf herumgetragen werden.

Meine beiden Nachbarinnen, die ſich wahrſcheinlich das Wort darauf gegeben haben, nicht einen Augenblick ruhig zu ſitzen, haben ſich wieder erhoben, um in's Parterre zu ſehen.

»Ach! Marie, dein Mann unterhält ſich mit ſeinen Nachbarn . . .« —

»Ja, Gerard iſt nicht dumm, er kann ſich recht gut unterhalten, wenn er will.«

»Halt, Bribri plaudert jetzt auch! — Haſt Du geſehen was er für Augen macht, wenn er ſpricht? Das thut er, um ſich Anſehn zu geben. Sie lachen, die Herrn. — Ach die Schelme, wenn ich doch wüßte, worüber ſie lachen . . . hm, hm!«

Und indem meine Nachbarin ſich auf mich lehnt, wedelt ſie mit dem Taſchentuche, ſchlägt aber damit dem Stutzer in's Geſicht, weshalb dieſer den Arm der Dame zurückſtößt, indem er ausruft:

»Nehmen Sie ſich doch in Acht, Madame, Sie ſchlagen mir ja die Augen aus. Schon ſeit einer Stunde beläſtigen Sie Jedermann. Sie ſind ja nicht zu Hauſe.«

»Was Sie doch da Neues ſagen! wäre ich zu Hauſe, ſo wüßte ich ſchon, was ich thäte; Iſt es denn etwa verboten mit ſeinem Manne zu reden?«

»Man unterhält ſich nicht von der Gallerie herab mit dem Parterre.«

»Hat's etwa die Polizei verboten?«

»Wenn Sie mit Ihrem Manne reden wollen, ſo gehen Sie hinunter zu ihm.«

»Ich habe ſo gut und vielleicht beſſer bezahlt, als Sie . . . ich werde ſprechen, wenn mir's recht iſt . . . Sie ſpielen jetzt den Grobian, weil ſie mit Frauen ſprechen; wenn Bribri bei mir wäre, würden Sie ſanft ſein, wie ein Lamm. Das kennt man!«

Der gelockte Herr zuckt die Achſeln und dreht ſich auf die andre Seite indem er vor ſich hinmurmelt: »Welch gemiſchtes Publikum in dieſen Theatern! Ich begreife nicht, wie man noch hierher kommen kann! Hätte es nur noch Platz in den Logen gehabt, ſo wäre ich gewiß nicht hier . . . Aber ſie waren ſchon alle weg . . . alle im Voraus in Beſchlag genommen.«

»Man ſpricht viel Gutes von dem neuen Stück,« ſagte der Mann jener Dame mit dem Schneckenhut, an welchen der Stutzer obige Worte gerichtet hatte. »Ach! viel Gutes! Von dieſen Melodramen iſt eines wie das andre. Ein Tyrann, ein Dummkopf und eine verfolgte Waiſe. Ich habe ihrer ein Schock geſehen. Immer die nämliche Intrigue.« —

»Sie besuchen also diese Theater regelmäßig?«

»Regelmäßig? Nein, aber zuweilen . . . um Zerstreuung zu haben.«

»Das heutige Stück ist in sechs Tableaux.«

»Am Ende werden sie noch welche in sechs und dreißigen machen. Es wird ein wahrer Guckkasten werden. Erscheine! verschwinde!

»Nun ich liebe diese Stücke in Tableaux, sie sind unterhaltend und gewähren viel Abwechselung.«

»Und ruiniren die Direktion . . . aber unterhaltend sind sie, wie Sie bemerken. Man sieht bald einen Saal, bald einen Wald, bald eine Höhle . . . Tage, Jahre verstreichen während eines Aktes. Man wird allerdings verwirrt dadurch, und weiß am Ende weder wie man daran ist, noch was das Alles bedeutet; aber so ist Shakespeares und Schillers Manier — das Verständniß wird Einem erspart.«

»Meine Damen, Sie stoßen mich unaufhörlich — es ist nicht zum Aushalten. Sie treten mir auf die Füße und bald werde ich nicht mehr den Arm bewegen können um nach meiner Dose zu greifen.«

Diese Worte richtet der magre Herr an zwei Grisetten, die ihm zur Rechten sitzen und von denen die Aeltere ihm ins Gesicht lacht, indem sie ausruft: »Wie mein Herr, wir rühren uns ja nicht.

Hierauf drehen sich die Mädchen um, beginnen von Neuem zu lachen und einander in's Ohr zu zischeln, sehen nach dem jungen Manne mit dem verwunderten Gesichte und offnen Munde, der hinter ihnen steht, schneiden ihm Gesichter, strecken die Zunge gegen ihn heraus und weisen dann mit Fingern auf jene Dame im Schneckenhut.

Man giebt jetzt die drei Schläge. Meine Nachbarinnen setzen sich, das Vorspiel beginnt. Die beiden Nätherinnen, die wahrscheinlich eine Liebschaft mit einem von den Schauspielern haben, und auf den Balkon gegangen sind um dem Gegenstande ihrer Neigung näher zu sein, strecken den Kopf vor und lehnen sich nach der Vorbühne indem sie sagen: »Ach! wie hübsch sieht er aus! Wie schön ihm dieser Anzug steht! Er hat die Nadel angesteckt, die ich ihm vorgestern gegeben habe. . . Jetzt sieht er uns . . . er beobachtet uns . . ich werde närrisch vor Freude, meine Kleine. . .«

»Meine Damen, ich kann so nichts sehen,« sagt hierauf der große Herr, »Sie legen sich ja mit dem halben Leibe über das Geländer hinaus.«

»Ja mein Herr, sonst würden wir nichts sehen. Sein Sie doch froh, daß wir keine Hüte aufhaben.«

»Stille doch,« sagt Madame Gerard, »wer

wird denn noch plaudern, wenn der Vorhang aufgezogen ist.«

»Hinaus,« schreit man im Parterre; »wollt ihr schweigen, Spitzbuben,« ruft eine Stimme im Paradiese.

Die Ruhe wird wieder hergestellt, das Vorspiel ist zu Ende, und wie der Vorhang herunter ist, setzen sich meine Nachbarinnen wieder in Bewegung um ihren Männern Zeichen zu machen.

Der Stutzer geht hinaus, indem er einen Handschuh auf seinem Platze liegen läßt, die beiden Grisetten entfernen sich auch, indem sie über die Bänke laufen, der junge Mann neben der hübschen Dame geht auch und ich hoffte schon Madame Bribri und Gerard würden es gleichfalls so machen, aber unglücklicherweise bleiben sie sitzen.

Da jene Dame, welche vornan sitzt, sich für den Augenblick freier fühlt, schaut sie sich im Saale um und ich finde dabei Gelegenheit ihre Züge zu betrachten. Sie ist reizend, ich habe mich nicht getäuscht! Je mehr man dieses Gesicht betrachtet, desto mehr gefällt es — mir wenigstens.

Schöne, große Augen und obwohl schwarz, doch von sanftem Ausdruck, kastanienbraunes Haar, eine mäßig große aber wohlgeformte Nase, der Mund nicht zu groß und nicht zu klein, Zähne — man

kann sie zwar nicht sehen, weil sie den Mund nicht öffnet — aber ich wette, sie hat sehr schöne Zähne. Was ihre Farbe anbelangt, so muß ich zugeben, daß sie eher blaß ist, auch ist ihre Miene ernst, aber ich habe die blassen Weiber gern und ein ernster Mund ist um so verführerischer, wenn er einmal lächelt, während ein Mund, welcher beständig lächelt, am Ende langweilt.

Ich glaube die Dame hat bemerkt, daß ich sie so aufmerksam betrachte, denn sie setzt sich auf eine Art, daß ich sie nicht mehr betrachten kann.

»Zum Teufel, das ist sehr verdrießlich.«

Ich wage nicht sie anzureden, sie hat nicht jenes Benehmen, welches dazu ermuthigte und dann, wozu sollte eine Unterhaltung mit dieser Dame führen, warum will ich ihre Bekanntschaft machen?

Verhalten wir uns lieber ruhig, das wird das Beste sein. Wie oft habe ich mir vorgenommen, vernünftig zu werden, nicht mehr auf Bälle zu gehen und mich mit Grisetten abzugeben, weniger beim Traiteur mit Freunden zu speisen, die den Champagner eben so sehr lieben als ich, nicht mehr zu reiten, nicht mehr Ecarté zu spielen!

Uebrigens ist es schmerzlich zu denken, daß man vielleicht eine Person, die uns gefällt, die man lie-

ben könnte, zu der uns eine geheime Sympathie hinzieht, nie mehr wiederſehen wird.

Freilich findet ſich jene Sympathie ſehr oft zwiſchen einer hübſchen Dame und einem hübſchen Burſchen — und ich habe ſie ſelbſt ſchon hundertmal verſpürt; obwohl ich damit nicht ſagen will, daß ich hübſch, ſondern daß ich gefühlvoll bin.

»Bitte vielmals um Vergebung,« ruft hier die elegante Dame, welche in der Loge hinter mir ſitzt, und die mit der Hand meinen Kopf ein wenig berührt hat.

Ich ſehe mich um und verbeuge mich. Sie iſt auch ſehr hübſch dieſe Dame; Mancher würde ſie ſogar hübſcher als jene blaſſe, ernſthafte Dame, finden, aber mich intereſſirt ſie nicht ſo, als die violette Hülle. Vielleicht, weil dieſe gar nicht auf mich achtet, und ich jene nach Gefallen betrachten kann; die Männer ſind einmal ſo launiſch! oder die Natur hat ihnen vielmehr ein ſo launiſches Gemüth gegeben, denn in unſerm Willen liegt es nicht, daß wir ſo ſind, und ſtets nach dem verlangen, was wir nicht haben können. Hätten wir unſern Charakter uns ſelbſt gegeben, ſo hätten wir uns allen jenen kleinen Unannehmlichkeiten gewiß nicht ausgeſetzt.

»Ach! pif, paf! ſieh' mal, wie ſie ſich im Par-

terre prügeln; ach! Marie, grade unter dem Kronleuchter, wo unſre Männer ſind, wenn ſie ſich nur nicht hinein mengten. Laß Dich nicht ein Bribri, laß dich nicht ein, hörſt Du! Du wirſt Deine ſeidne Mütze verlieren!«

Meine Nachbarin hatte ſich über das Geländer weggebeugt und ich erſtickte faſt unter dem Gewicht ihres Körpers. Ich ſchob ſie daher ſanft auf die Seite indem ich zu ihr ſagte: »Ohne Sorgen, Madame, Sie ſehen wohl, daß Herr Bribri ganz ruhig iſt und der Streit ihn nichts angeht.«

»Ja, mein Herr, ich kenne meinen Mann zu gut; ein Wort und er fährt gleich auf, ſo klein er iſt, ſo iſt er doch hitzig wie der Geyer.«

Die Dame im großen Hut dreht ſich ein wenig um und lächelt; ich auch, unſere Blicke begegnen ſich und es ſchien, als hätte ſich ſeitdem ein gewiſſes Verſtändniß zwiſchen uns gebildet; ich gefiel mir wenigſtens in dem Gedanken, weil er meinen Wünſchen ſchmeichelte.

Indeß kehren die Perſonen, welche vorhin hinausgegangen waren, an ihren Platz zurück.

Die beiden jungen Mädchen haben Orangen und Kuchen womit ſie ſich vollſtopfen, indem ſie die Orangenſchalen nach der Seite ihres Nachbars werfen, der voller Verzweiflung in einem fort wieder-

holt: »Meine Damen, Sie werden mich treffen, geben Sie doch Obacht, die Orange beißt die Farbe weg.«

»Der Zwiſchenakt dauert ſchon eine halbe Stunde und es fängt noch nicht an,« ſagt der Stutzer, indem er nach den Logen lorgnettirt.

»Es iſt niederzüchtig! Uns auf ein Stück ſo lange warten zu laſſen, was vielleicht gar nicht einmal etwas taugt.«

»Hör nur Marie, die kleine Stumpfnaſe mit dem beſchnittnen Backenbarte ſagt, das Stück, welches gegeben werden ſoll, ſei unzüchtig.«

»Ach was! man hat Gerard geſagt, es ſei vortrefflich. Der Werkmeiſter bei unſerm Nachbar, dem Lampenmacher, iſt in der Probe geweſen und verſichert, es ſei wunderſchön. Es iſt noch fürchterlicher als die Scharfrichter und die Räuber und Alles, was man bis jetzt geſehn hat. Er ſagt, der Schluß ſei ſo ſchrecklich, daß die Spritzenmänner bei der Probe geweint und zwei Maſchinenarbeiter haben weggetragen werden müſſen.«

»Wie viele ſterben denn, Marie?«

»Ich glaube nur zwei, aber vier oder fünf werden verwundet, und die Prinzeſſin fällt am Ende jedes Aktes in Ohnmacht, und dann lauter Lokal-Anſichten und eine Sprache, wie von Racine.«

Während dieſer Unterhaltung hat der Herr mit

dem kleinen Kamme ſich zu Madame Bribri geneigt, der er ſchon immer ſehr zärtliche Blicke zugeworfen hatte, und ſagt, indem er mit der rechten Hand die Haare an ihrem Platze feſthält: »Wie es ſcheint, meine Damen, ſo ſind Sie in die Kouliſſengeheimniſſe eingeweiht, in jene Myſterien, die dem Profanen Geheimniß bleiben.«

Die beiden Gevatterinnen, die wahrſcheinlich nicht verſtanden, was der Herr ſagen wollte, blieben jedoch ruhig ſitzen ohne zu antworten. Endlich giebt man das Zeichen; und während des größten Lärmens, während des Zankens derjenigen, die ihren Platz nicht wiederbekommen können, während die Logenthüren zugeſchlagen werden, wird die Ouvertüre geſpielt.

So wie aber das Melodrama beginnt, läßt der Lärm nach, und wenn ſich Jemand ſtark ſchnäuzt, oder huſtet, ruft eine Donnerſtimme: »Hinaus mit dem Schwindſüchtigen!« während eine andre Stimme antwortet: »Still ihr Schreihälſe!«

Ohngeachtet dieſer kleinen Unterbrechungen geht die Vorſtellung fort. Meine Nachbarinnen ſind ganz Ohr, die eine weint ſchon, während die Andre von Zeit zu Zeit abgebrochene Worte von ſich giebt, als: »Ach die arme Unſchuld . . . der Schuft von Räuber . . . wart' du wirſt ſchon deinen Zahlaus bekommen.

Auf dieſe letzten Worte der Madame Bribri antwortet der Herr mit dem kleinen Kamme, welcher durchaus mit jenen in ein Geſpräch kommen will: »Ja, ich hoffe es auch, es iſt ſehr unterhaltend . . . Teufel, das wird verwickelt.«

»Aber mitten in einer Scene wendet ſich meine Nachbarin plötzlich um, und ſtößt die Knie dieſes Herrn auf die Seite, indem ſie ausruft: »Sagen Sie mir doch, lieber Mann, haben Sie denn Ameiſen in den Beinen? Warum reiben Sie denn ſo Ihre Knie an meinem Shawl, ich bin kitzlich müſſen Sie wiſſen.«

Der kahlköpfige Herr wird roth wie ein Krebs, ſtammelt einige Worte, erhebt ſich, und bleibt dann während der Dauer des ganzen Aktes ſtehen, nach welchem er ſich entfernte und ſich nicht mehr ſehen ließ. Wahrſcheinlich verſucht er anders wo ſein Maneuver. Der erſte Akt ging unter Beifallklatſchen eines Theiles des Publikums indeß zu Ende.

»Es hat doch überall Klaqueurs,« ſagt der Stutzer, indem er ſich achſelzuckend an mich wendet, »dieſe Theater werden dadurch unausſtehlich.«

Es giebt ihrer in dieſen Theatern nicht mehr als in den Possen, und warum ſollten denn auch die kleinen Schauſpieldichter auf ein Mittel, ſich

Beifall zu verschaffen, verzichten, dessen sich ihre Kollegen bei den großen Theatern bedienen?

Es ist allerdings ein betrübender Gedanke, daß jetzt die Klaqueurs und nicht das wahre Publikum den glücklichen Erfolg eines Stückes sichern — denn auf die Art hat der Dichter, welcher die meisten Hände miethen kann, den besten Erfolg; aber wenn man einen Mißbrauch abschaffen will, so muß man darauf sehen, daß die Reform allgemein sei, jedoch so geht es immer — kleine Diebe hängt man und große läßt man laufen.

»Das Gesicht herum, das Gesicht herum!« rufen fünf oder sechs Herrn in Mützen einem jungen Manne auf der zweiten Gallerie zu, der sich mit dem Rücken an die Brüstung lehnt. Dieser rührt sich aber nicht und das Geschrei wird stärker. Die Solone des Parterres ereifern sich darüber, daß man ihren Befehlen nicht auf der Stelle gehorcht, steigen auf die Bänke, heben die Arme auf und drohen mit der Faust jenem Manne dessen Rücken sie nur sehen können — ich glaube, wenn sie Steine hätten, sie würden ihn steinigen. Es ist gar kein Schreien mehr, sondern ein Gebrüll, daß der Saal einstürzen möchte. Endlich dreht sich der junge Mann, ohne Zweifel sehr geschmeichelt, daß man seinetwegen sich so beunruhigt hat, um, und zeigt

dem Parterre ein ganz gewöhnliches Geſicht, welches wahrhaftig nicht der Mühe des Anſehens lohnte.

Ich beuge mich manchmal vor, um das hübſche Geſicht, welches mir der große Hut verbirgt, zu ſehen; aber ich mag huſten und mich drehen wie ich will — jene Dame achtet nicht auf mich, und doch glaubte ich eben noch, da ſie lächelte — ſie ſähe mich bereits mit günſtigem Auge an. Wir haben Alle zu viel Eitelkeit; eine Frau darf uns nur zwei- oder dreimal anſehn, ſo glauben wir ſchon ihre Eroberung gemacht zu haben, während ſie vielleicht nur auf unſere Koſten lachen will.

Die beiden jungen Mädchen, welche abermals hinausgegangen waren, kehren jetzt wieder mit Kaſtanien zurück, mit denen ſie ſich vollſtopfen; ſie müſſen wirklich einen guten Magen haben. Ihr alter Nachbar iſt in Verzweiflung; ſie werfen wieder die Kaſtanienſchaalen nach ihm und doch wagt er nicht mehr, ihnen etwas zu ſagen, weil ſie ihn dann noch mehr drücken und ſtoßen.

Der zweite Akt beginnt. Wenn eine luſtige Scene kommt, lehnt ſich meine Nachbarin auf mich um in's Parterre zu ſehen, weil ſie wiſſen will ob Bribri darüber lacht, kommt eine rührende Stelle — dieſelbe Bewegung, denn während ſie ſich die

Thränen trocknet, will sie sehen, ob Herr Bribri auch weint.

Der Akt ist zu Ende. »Das ist herrlich,« sagen meine Nachbarinnen! — »abscheulich,« spricht der Stutzer; »sehr unterhaltend,« meinen die jungen Mädchen und steigen wieder über die Bänke, wahrscheinlich um sich neuen Vorrath zu holen.

Nur der junge Mensch hinter uns hat sein Urtheil nicht abgegeben. Ich denke, er hält das Melodrama für die Fortsetzung des Vorspiels.

Ich sehe mich im Saale nach Bekannten um, als mir eine Stimme aus der Loge hinter mir zu ruft: »Wie geht's Herr Deligny?« Es ist ein junger Mann, mit dem ich einigemal in Gesellschaften zusammengekommen bin, und der in die Loge getreten ist, um den Herrn und die Dame, die darin sind, zu sprechen.

Er hat mich erkannt und wir wechseln einige jener herkömmlichen Redensarten, deren Austausch man Unterhaltung zu nennen beliebt, dann empfiehlt er sich mir und verläßt die Loge um an seinen Platz zurückzukehren.

Ich setze mich wieder und meine Blicke begegnen mit Erstaunen denen der Dame in der violetten Hülle. Sie nimmt jedoch gleich wieder ihre gewohnte Stellung ein, aber während ich mich rechts

und links im Saale umsehe, bemerke ich, daß das liebe Gesichtchen sich leise nach mir umdreht und mich mit Aufmerksamkeit betrachtet. Das ist doch wirklich sonderbar. Ja, ja, sie sieht sich nach mir um, und zwar seit dem Augenblick, wo man mich mit Namen genannt.

Wäre ich ein Künstler, sei es Dichter, Maler oder Musikus, so fände ich jene Neugier begreiflich, aber ich bin nichts von alle dem. Ich wüßte auch nicht, daß man sich in der großen Welt um mich bekümmerte. Ich habe einige Thorheiten begangen, das ist wahr; ich habe in vier Jahren das Erbtheil meiner Mutter durchgebracht, ich habe galante Abentheuer gehabt — aber das ist eine Sache, die alle Tage vorkommt, und worin ich mich von Keinem der jungen Leute meines Alters unterscheide.

Indessen, da diese Dame jetzt auf mich zu achten scheint, warum sollte ich sie nicht anreden? Vielleicht wäre es auch ihr willkommen, und wahrhaftig, sie kann mir doch nicht entgegenkommen. Versuchen wirs — ein verbrauchtes, aber doch bequemes Mittel. Ich thue so, als würde ich von meiner Nachbarin gestoßen, stoße nun meinerseits jene Dame heftig an den Arm, und erschöpfe mich als sie sich umdreht in Entschuldigungen: »Bitte tausendmal um Vergebung Madame, ich bin un-

tröſtlich — aber man ſitzt ſo eingeengt, ſo unbequem hier.«

Man antwortet mir: »Es hat ja nichts auf ſich, mein Herr,« und das klang ſehr kurz, ſehr trocken, und man dreht mir ſehr ſchnell wieder den Rücken. Man will alſo durchaus keine Unterhaltung mit mir; aber warum dieſes heimliche Beobachten? das begreife ich nicht. Die beiden Mädchen kehren diesmal mit Kuchen, den ſie in Papier eingewickelt haben, zurück, und beim Niederſetzen läßt die Aeltere ein Stück davon dem alten Herrn auf die Beinkleider fallen. Der hält ſich nun nicht mehr und kommt in Wuth.

»Meine Damen, das geht zu weit . . . Sie thun es mit Fleiß, ſie beflecken meine Beinkleider mit Ihren Näſchereien. Ich werde den Inſpektor rufen . . . den Kommiſſär, damit er ihnen Ruhe gebiete.«

Den Mädchen kommen vor Lachen die Thränen in die Augen und die Aeltere antwortet: »Nun der Kommiſſär wird uns wohl nicht verbieten, Kuchen zu eſſen.«

»Aber Sie ſollen mir ihn nicht auf die Hoſen werfen.«

»Haben wir's abſichtlich gethan?«

»Ja, ſchon ſeit Beginn des Stücks haben Sie

es darauf angelegt, mir einen Fleck zu machen. Bald Kaſtanien, bald Orangen, bald Aepfel . . .«

»'S iſt nicht wahr, wir haben keine Aepfel gegeſſen.«

»Iſt denn das Theater eine Küche? Ach, Sie haben wohl ſchon um zwei Uhr Mittag gegeſſen um nur ja noch einen Platz zu bekommen.«

Die drei Schläge unterbrechen dieſen Streit. »Gott ſei Dank, es geht zu Ende,« ſagt der alte Herr.

Der letzte Akt beginnt, aber die Entwicklung gefällt nicht, hier pfeift, dort klatſcht man, während die Schauſpieler ruhig weiter ſpielen.

Madame Bribri bleibt beinahe auf mir liegen, weil ſie fürchtet, ihr Mann werde von einer oder der andern Parthei Prügel bekommen.

Endlich iſt das Stück zu Ende; es war Zeit, denn ſonſt erſtickte ich. Man nennt den Dichter, ich bleibe noch, ein unerklärliches Gefühl feſſelt mich an jene Dame in der Hülle. Ich bin begierig zu wiſſen, ob ſie Jemand abholen wird. Nein, ſie ſteht auf . . . Ich biete ihr meine Hand, um ihr über die Bank zu helfen, ſie nimmt es aber nicht an, und ſchnell wie ein Vogel iſt ſie fort. Ich folge ihr, werde aber durch Andre von ihr getrennt . . . indeß verliere ich ſie nicht aus den Augen. Der Teufel hole die Kleider, die ſich um meine

Beine wickeln und die mich nicht so rasch, als ich möchte, vorwärts lassen. Die Menge wächst, bei jedem Schritte wird die Zahl der Personen, die mich von ihr trennen, größer, wir sind in der Vorhalle, ich sehe sie noch . . . da faßt mich Jemand am Arm und sagt: »Da bist Du ja, ich fürchtete schon, Dich nicht wiederzusehn; gehe doch nicht so schnell, Du wirst ja in dem Gedränge erdrückt werden.« Derjenige, welcher dies zu mir sagte, hielt mich am Arme zurück, und während der Zeit, war die Unbekannte meinen Blicken entschwunden.

Ich mache mich von dem Zudringlichen mit den Worten los: »Warte nur, ich bin gleich wieder bei Dir;« stürze mich in den Haufen, stoße, dränge Jedermann, aber ach! ich komme zu spät an die Thüre. Ich sehe die nicht mehr, der ich folgte; ich gucke rechts und links und durchstreife das Boulevart nach allen Richtungen — vergeblich; ich habe die Dame in der violetten Hülle verloren.

Zweites Kapitel.

Das Kaffeehaus.

Ich ſtand noch auf dem Boulevart vor dem Kaffeehauſe des Theaters, und ſah, unſchlüßig wegen des einzuſchlagenden Weges, mich nach allen Seiten um, als ich Jemanden neben mir lachen hörte.

Es war Dubois, jener junge Mann, welcher mich ſchon in der Vorhalle des Theaters aufgehalten hat und jetzt mich an den Arm nehmend, ſagt: »Deine Schöne muß Dir wohl ſehr am Herzen liegen, daß es Dir der Mühe lohnt, ihrethalben auf dem Boulevart Wache zu ſtehen; denn weiß Gott, armer Deligny, bereits ſeit fünf Minuten, daß ich Dich beobachte, ſehe ich, wie Du allen Hüten nachläufſt, deren Du anſichtig wirſt.«

»Ja es iſt ein reizendes Geſchöpf und ich bin voll Verzweiflung über ihren Verluſt, und Du biſt allein hieran Schuld, weil Du mich in der Vorhalle aufgehalten haſt.«

»Warum ſagteſt Du mir nicht, daß Du Jemanden auf dem Korn hatteſt; ich hätte Dir beigeſtanden, wahrhaftig . . . das war Freundes Pflicht. Gieb mir ihr Signalement und ich will bei allen Höckerinnen nachfragen, ob ſie ſie haben vorbeigehen ſehen.«

»Mit Deinen ſchlechten Witzen —«

»Komm in das Kaffeehaus; es iſt ein mißlungenes Abentheuer; — aber wir wollen ein anderes ſuchen. Ich habe da drinnen zwei allerliebſte Mädchen bemerkt, die ihren Milchreis eſſen. Hübſch wie Liebesgötter, beſonders von der Seite angeſehen — und wir brauchen uns ja nicht ihnen gegenüber zu ſetzen. Komm nur!«

»Nein, ich will noch warten.«

»Aber Du ſiehſt doch, daß kein Menſch mehr kommt, als die Logenſchließerinnen, und Du wirſt doch nicht für eine von dieſen eine Leidenſchaft verſpüren? Komm, komm!«

Dubois hat Recht, es iſt Niemand mehr im Hauſe und wenn ich auch wie angenagelt auf dem Boulevart ſtehen bliebe, ſo würde ich doch jene Schöne nicht wiederſehen.

Denken wir nicht mehr daran, laßt uns eintreten.

Dubois, mit welchem ich hineingehe, iſt mit

mir in einem Alter, etwa ſiebenundzwanzig Jahr alt. Er iſt nicht groß, aber gut gewachſen, und wirft den Kopf in den Nacken, um ſich mehr Anſehn zu geben. Er iſt ein hübſcher Junge mit pechſchwarzen Haaren, ſchönen, gleichfalls ſchwarzen Augen und friſchem Kolorit, welches ſeiner ohnehin ſehr lebhaften Phyſiognomie noch mehr Ausdruck verleiht. Er hat ſchlechte Zähne, aber er lacht beſtändig; — Schade, daß in ſeinem, übrigens recht hübſchen Geſicht, ein gewiſſer Ausdruck von Gemeinheit ſich bemerklich macht.

Er iſt ein Spaßmacher von jenem ſchlechten Geſchmack, welcher ſogleich den Taugenichts zweiten Ranges verräth.

Sein Benehmen ſtimmt mit ſeinem Ausſehen überein; Anmaßung, Manieren eines Stutzers, die aber übertrieben, oder affektirt, ſtets gezwungen laſſen, außerdem die Wuth, immer ſehr laut zu ſprechen, um ſeiner Umgebung aufzufallen, und die Gewohnheit, ſich ſo oft es die Gelegenheit erlaubt, im Spiegel zu begaffen. Es mangelt ihm nicht an Geiſt, er iſt munter, unterhaltend, er bringt Euch zum Lachen, obwohl ſeine Witze nicht immer ſehr fein ſind, aber von ſeiner Kunſt zeigen, alles lächerlich zu machen.

Seine Luſt, ſich bemerkbar zu machen, ſeine

Anmaßung und die Gewohnheit, Andre zu überschreien, ziehen ihm oft Händel zu; dann erhebt er ein großes Geschrei, lärmt, droht, will Jeden zu Boden schlagen, schlägt aber niemals, sondern findet, wenn die Sache ernsthaft wird, einen Vorwand sich unsichtbar zu machen und — weg ist er. Ohngeachtet dieser Fehler, Folgen vernachläßigter Erziehung und schlechten Umgangs ist Dubois doch ein guter Kautz; er ist verbindlich, gefällig und ein Mensch, der Alles für seine Freunde hingiebt.

Wenn man in dieser Welt des Eigennutzes bei Jemandem ein gutes Herz entdeckt, so kann man ihm schon etwas zu Gute halten! Giebt es doch genug Leute, die voll Fehler sind, ohne diese durch eine einzige gute Eigenschaft aufzuwiegen.

Dubois ist ein Mensch, den man in gute Gesellschaft einzuführen Anstand nimmt, aus Furcht, er werde dort eine Dummheit sagen oder begehen; aber im Kreise von Freunden hat man ihn gern, und er ist die Seele aller Landparthieen und Gabelfrühstücke.

Wenn er Euch dreimal gesehen hat, dutzt er Euch und Ihr glaubt selbst, ihn schon seit Jahren zu kennen; immer heiter, sorglos, so lange seine Person außer Gefahr ist, lebt er unabhängig wie ein Kastanienhändler, bringt in einem Abende durch,

was er in einem Monat verdient hat und vernachläßigt seiner Vergnügungen wegen, jedes Geschäft.

Dann, wenn er keinen Sou mehr in der Tasche hat, und nachdem er vorher acht Tage lang mit einer Grisette oder Tänzerin im Tilbury gefahren ist, läuft er eben so vergnügt in allen Kramläden herum und durchstreift zu Fuße, Zucker und Kaffeeproben in der Tasche, Paris nach allen vier Himmelsgegenden.

Ein großer Verehrer des andern Geschlechts, sich auf den Ruf eines Roués und Damenlieblings viel einbildend, hat er sich das Wort darauf gegeben, an jedem Tage eine neue Eroberung zu machen und so sieht man ihn denn stets voll Eifer sein Tagewerk vollbringen, wie er es nennt, d. h. eine neue Bekanntschaft anknüpfen, wobei er denn oftmals gar übel ankommt.

Es steht mir eigentlich nicht an, über Andre zu kritteln, während ich mich selbst eben der heftigsten Leidenschaft für eine Unbekannte hingab und es wahrhaftig nicht an mir lag, daß ich nicht ankam — ich auch überdies in der Welt nicht für sehr verständig gelte, aber glaubt mir nur, so leichtsinnig wie Dubois handle ich doch nicht, und ehe ich ein näheres Verhältniß eingehe, muß ich wissen mit wem ich zu thun habe.

Die Dame in der violetten Hülle sah sehr an-

ständig aus, und obwohl allein im Theater — ihr Benehmen, ihre Haltung, Alles deutete auf eine Dame von gutem Ton, und wenn es mir gelungen wäre, ihre Bekanntschaft zu machen, so hätte ich mich auch noch nicht mit dem Schein begnügt, sondern mich wohl erkundigt, ob ich ihr ohne Erröthen den Arm bieten könnte.

Doch weg mit dieser Dame, die ich, ich wette, nie wiedersehen werde, denn vor der Hand bin ich noch nicht so romantisch gestimmt, um einer Unbekannten wegen, lange zu seufzen.

Im Kaffeehause war es voll. Dort finden sich nämlich nach dem Schauspiel die Stammgäste, die Müßiggänger und dann Alle, die beim Theater zu thun haben ein, um ihr Urtheil über das neue Stück abzugeben. Da zeigt Jeder, daß, wenn man seinem Rathe gefolgt wäre, man die Scene, welche ausgepfiffen worden, hätte streichen und die Situationen, die einen schlechten Eindruck gemacht, hätte weglassen müssen.

Wenn man diese Leute reden hört, so muß man glauben, sie seien über alle Täuschung erhaben, so genau wissen sie mit der Bühne Bescheid, so genau kennen sie den Geschmack des Publikums! Selbst die alten Dominospieler zucken die Achseln und rufen: »Weiß Gott! es ist schlecht, abscheulich!

. . . ich hatte es wohl gesagt,« — und doch haben diese Leute während der ganzen Aufführung des Stückes, welches sie beurtheilen und wovon sie auch nicht einmal eine Probe mit angesehen haben, ihre Parthie nicht unterbrochen.

Arme Autoren, was habt ihr für Richter! Alle diese Leute, die an eurem Stücke so gut nach dem Erfolge zu mäckeln wissen, wären vor dessen Aufführung nicht im Stande gewesen, ein Wort zu ändern, oder eine schwache Stelle zu bemerken und Boileau hat Recht:

„Die Kritik ist wohl leicht, doch schwerer ist die Kunst."

Beim Eintritt in das Kaffeehaus sehe ich meine beiden Mädchen aus dem Theater, welche Bier trinken und Spritzkuchen mit einem jungen Manne essen, den ich in dem Vorspiele hatte auftreten sehen. Sie sind über den zweiten Dutzend her, so daß ich voll Besorgniß für sie, ihnen schon Thee schicken wollte.

Dubois zieht mich in den Hintergrund indem er mörderlich schreit: »Komm doch hierher!«

Ich sehe aber nirgends Platz.

»Ei komm nur, wir werden uns schon Platz machen.«

Wir kommen zu den beiden Mädchen, welche Milchreis essen. Neben ihnen sitzen zwei Männer,

die ihr Schnäpschen trinken und Domino ſpielen. Dubois ſetzt ſich ohne Weiteres an ihren Tiſch, indem er ſagt: »Die Herren werden wohl ſo gut ſein, uns ein Wenig Platz machen.«

Die Dominoſpieler ſehen Dubois ſcheel an, der ohne darauf zu achten, ſich zwiſchen ſie und ihre Nachbarinnen drängt und den Garçon ruft: »Hierher Garçon, bedienen Sie uns! . . . Die Herren rücken wohl ein wenig . . . Deligny, was wirſt Du trinken? Punſch? Mit Rum, das iſt das Beſte . . . Eine halbe mit Rum. . .«

»Biſt Du geſcheit? eine Viertel-Bowle, das iſt genug für uns zwei. Nein, nein! wir trinken ſchon eine halbe, überdies werden wir den Damen ein Glas anbieten, wenn Sie ſo gütig ſein wollen, eins anzunehmen. Garçon, eine halbe Bowle — wie gewöhnlich.«

Die beiden Mädchen ſehen ſich bei Dubois Anerbieten an; die Eine lächelt — die Andre ſchlägt, ohne zu antworten, die Augen nieder. Ich ſtoße ihn mit den Knieen, während ich ihm in's Ohr flüſtere: »Du kennſt ſie alſo, daß Du ihnen ohne Weiteres Punſch anbieteſt?«

»Ich habe nicht das Vergnügen dieſe beiden Damen zu kennen,« antwortete Dubois ganz laut, »aber ſie ſcheinen zu liebenswürdig zu ſein,

als daß man nicht wünschen sollte, sie kennen zu lernen.«

»Lieber Freund,« sage ich, indem ich fortfahre leise zu sprechen, obwohl er immer ganz laut antwortet; »ich gestehe, daß ich keine sehr vortheilhafte Meinung von diesen Mädchen habe.«

»Und ich die beste von der Welt! Ich wäre entzückt, ihr Ritter zu sein, wenn man nur meinen Arm annehmen wollte.«

Bei diesen Worten bespiegelt sich Dubois, spitzt die Lippen, und liebäugelt mit seinen Nachbarinnen.

»Aber sie sind nicht hübsch.«

»Ach! was sagst Du da! Reizende Gesichter, Nasen à la Niobé, Korallenlippen, Zähne wie Alabaster — und diese jungfräuliche Schaam, die über all' dem ausgebreitet ist.«

Ich entdeckte keinen sehr jungfräulichen Ausdruck in den Zügen dieser Mädchen, die bei Dubois Vorschlag lächelten.

»Die Eine schielt ja,« sage ich ihm in's Ohr.

»Die würde mir grade am besten gefallen, indeß, ich bin eine gute Haut, triff Du Deine Wahl, nimm die Brünette oder die Blondine, ich lege mir dann die andre bei. Ich denke doch, daß ist freundschaftlich gedacht.«

»Ich mag weder die Eine noch die Andre.«

»Ach! haſt Du nur erſt ein Glas Punſch getrunken, ſo wirſt Du Dich ſchon erweichen laſſen, oder denkſt Du noch immer an die Dame, welche Du verfolgteſt?«

»Stille doch, Dubois!«

»Nun, was iſt denn Böſes dabei, wenn man dem ſchönen Geſchlechte den Hof macht, — welches Blumen auf unſern Pfad ſtreut. — Ach mein Gott, welche ſchöne Hand! warum bin ich kein Maler, um ſie ſogleich zeichnen zu können.«

Das Mädchen, welchem dieſe Schmeichelei galt, konnte das Lachen nicht verbeißen, indeß die Andre, wie ich wohl ſah, ihr unter dem Tiſch auf den Fuß trat, offenbar um ſie an Aufrechthaltung des Decorum's zu erinnern.

»Ha! vivat! der Punſch! Garçon hieher . . . ſetzen Sie ihn hieher . . . die Herren rücken wohl mit ihrem Domino ein wenig auf die Seite.«

»Aber mein Herr, ich ſehe nicht ein, warum wir uns inkomodiren ſollen,« ſagt einer der Spieler mit ungeduldiger Gebärde, »es iſt jetzt an andern Tiſchen Platz geworden, ſetzen Sie ſich doch dorthin.«

»Wir ſind hier zu gut aufgehoben, als daß wir den Platz vertauſchen möchten . . . ein Magnet zieht uns hier an . . . Garçon, Makaronen.«

Die Herren rücken ihr Spiel weg, währen Dubois, ohne auf das Murren Jener zu achten, zu den Mädchen, die eben mit ihrem Milchreis fertig sind, sagt:

»Dürften wir Ihnen ein Glas Punsch anbieten?«

»Nein, mein Herr, wir danken.«

»Er ist sehr süß, sehr leicht; wahrer Damen-Punsch.«

»Wir trinken gewiß nicht.«

Dubois hat zwei Gläser vollgeschenkt, welche er vor die Damen hinstellt.

»Garçon, noch zwei leere Gläser.«

»Aber mein Herr, das ist ja unnöthig, wir trinken den Punsch nicht.«

»Ei, meine Damen, kosten Sie wenigstens, auf den Milchreis thut es sehr gut . . .«

»Aber mein Herr . . .«

»Nehmen Sie eine Makarone dazu,« und Dubois wirft eine Makarone in jedes Glas.

Ich sah, daß das eine Mädchen Lust hatte, den Punsch anzunehmen, die Andre ihr aber wieder auf den Fuß trat.

»Wir wären schon längst fort,« sagt die, welche nicht schielt, »und wären erst gar nicht hereingekommen, wenn der Cousin meiner Freundin ihr nicht versprochen hätte, uns abzuholen.«

»So iſt es,« ſagt die Andre, »dachten wir, daß er nicht kommen würde, ſo wären wir nicht hier; denn, was ſoll man davon denken, daß wir zwei Mädchen allein in einem Kaffeehauſe ſind.«

»Ei man denkt, daß Sie hier ihren Milchreis eſſen wollten. Trinken Sie aber doch einen Schluck Punſch.«

»Aber Charlotte, da Alexander nicht kommt, möchten wir wohl gehen, denn es muß ſchon ſpät ſein.«

»Nein, meine Damen, es iſt noch nicht eilf Uhr.«

»Nun, wenn mein Couſin mir den Streich geſpielt hat, uns ſo im Stiche zu laſſen — ich könnte es ihm Zeit Lebens nicht vergeſſen.«

»Dieſe böſen Couſins ſind manchmal rechte Schelme, aber wenn er nicht kommt, meine Damen, ſo hoffe ich Sie nehmen mich und meinen Freund zum Begleiter an.«

Jetzt trete ich Dubois auf den Fuß, da ich durchaus keine Luſt habe, dieſe Damen nach Hauſe zu führen, aber ohne auf mich zu achten fährt er fort: »Mein Freund iſt nicht weniger galant als ich, und wenn er Ihnen auch jetzt ein wenig trübſinnig vorkommt, ſo rührt dies daher, daß er an eine gewiſſe Dame denkt, in die er ſich im Theater verliebt und die er beim Herausgehen verloren hat.«

Die beiden Mädchen lachen und ich hatte faſt Luſt böſe zu werden, wenn man nur auf Dubois böſe werden könnte; daher begnüge ich mich ihm zu antworten: »Mein Freund, ich habe Dir nicht geſagt, daß ich mich verliebt hätte, und wenn man auch auf Jemanden wartet — ſo beweiſt das noch nichts.«

»Schon gut, ich ſah, wie Du die Boulevarts durchſtreifteſt! Stellen Sie ſich vor meine Damen, daß es ausſah, als ſpielte er Kämmerchen zu vermiethen. Aber mein Freund iſt ſehr empfänglich, faſt ſo ſehr als ich. Nun, der kleine Couſin kommt nicht, und ich hoffe wir werden das Vergnügen haben, Sie nach Hauſe zu geleiten.«

»Wir wohnen ſehr weit von hier.«

»Um ſo beſſer, je länger wir in Ihrer Geſellſchaft ſind, und wozu giebt es denn Fiakers? Ach, meine Damen, betrachten Sie einmal den Menſchen, der da hereinkommt! ſollte man nicht ſchwören, es ſei ein verkleideter Affe!«

Das beſte Mittel mit Weibern, namentlich mit Griſetten ſchnell bekannt zu werden, iſt, daß man ſie zum Lachen bringt, ſie wollen beluſtigt ſein und darin hat Dubois viel Takt und noch mehr Uebung. Die Mädchen wandten ſich nach dem Manne über dem Dubois ſpottete, um und mußten über ſeinen Witz lachen.

In dieſem Augenblicke, die Zurückhaltung, die ſie beobachten wollte, vergeſſend, ſchlürfte die Schielende, welche ſchon lange das vor ihr ſtehende Glas lüſternen Auges betrachtet hatte, den Punſch ſammt Makarone ſchnell hinunter, und als ihre Freundin ſich umdrehend ſah, wie jene das leere Glas auf den Tiſch ſetzte, entſchloß ſie ſich ihrem Beiſpiele zu folgen.

Da flüſterte Dubois, mir mit den Augen winkend zu: »Sie ſind unſer, ſie haben getrunken.«

»Unſer? Dein wohl, ich mag die Art nicht.«

»Ach was! Liebſter! man muß abwechſeln. Ich liebe auch die großen Damen, die Spröden, die ſtrengen Tugenden, aber dann und wann ein Häubchen à la folle, eine ſchwarz-ſeidne Schürze, mit einem Worte — eine Griſette — das iſt auch hübſch, das beluſtigt. Und dann, wenn wir ſie auch nach Hauſe begleiten, ſo verpflichtet das zu nichts. Meine Damen Sie trinken ja nicht . . . Garçon! Punſch! aber beſſer wie der vorige.«

»Nehmen Sie ſich doch in Acht, mein Herr, Sie werfen ja unſer Domino herunter,« ſagt einer unſrer Nachbarn, den Dubois beim Einſchenken geſtoßen hatte.

»Was wär's auch weiter,« antwortet Dubois ironiſch lächelnd, »hatten Sie doch nicht double six.«

»Mein Herr, Sie brauchen nicht mein Spiel zu bekritteln.«

»Ich wollte Sie nur trösten — meine Damen, noch eine Makarone, das geht ja hinunter wie Pillen. Ich kenne das, denn ich habe viel Pillen in meinem Leben verschluckt . . . ich meine, ich habe mich schon oft ankriegen lassen . . . es war bildlich gesprochen.«

Ich neige mich zu Dubois und sage ihm in's Ohr: »Treiben wir's nicht weiter, es ist spät, wir wollen nach Hause gehen, mögen doch diese Damen auf ihren Cousin warten.«

»Warum nicht gar, ich bin in alle Beide verliebt.«

»So willst Du wirklich diese Mädchen nach Hause führen? Aber darin liegt doch gar kein Menschenverstand.«

»Ich muß mein Tagewerk zu Ende bringen. Jeden Tag eine neue Liebschaft; ehe ich allein nach Hause ging, würde ich lieber die erste beste Gerstenzucker-Verkäuferin heimführen.«

Die beiden Mädchen, die seit einiger Zeit sich einander unentschlossen angesehen, machen jetzt Anstalt sich zu entfernen, als Dubois sie zurückhaltend sagt: »Wo wollen sie hin?«

»Wir müssen gehen, mein Herr! . . . Es ist

ſchon ſpät . . . mein Couſin wird nicht haben kommen können.«

»Es iſt noch nicht ſpät . . . die Uhr geht vor . . . Ueberdies dürfen Sie ohne uns nicht weggehen, und wir werden auch nicht zugeben, daß Sie ſich des Nachts in den Straßen von Paris einer Gefahr ausſetzen. — Trinken Sie doch.«

Die beiden Freundinnen ſetzen ſich wieder und ich betrachte ſie; ſie haben wirklich nicht das freche Anſehn jener Damen, welche in die Kaffeehäuſer laufen, ja es iſt ſogar ein gewiſſer Anſtrich von Ehrbarkeit in ihrem Anzuge — doch würden ehrbare Mädchen um halb zwölf Uhr nicht noch hier und allein ſein.

»Du weißt wohl noch nicht, Deligny, daß ich heut im Cadran-Bleu gegeſſen habe?«

Ich winke Dubois, meinen Namen im Kaffeehauſe nicht ſo auszuſchreien, aber das iſt verlorne Mühe! Er hört mich nicht, denn während er zu mir ſpricht, beſpiegelt er ſich, oder liebäugelt mit unſern Nachbarinnen.

»Es war ein anſtändiges Eſſen! Ich war mit Saint-Germain, Du weißt wohl — der dicke Agent. Er hat ein Geſchäft, was Gold werth iſt; immer Leute bei ihm . . . man muß förmlich warten, bis die Reihe an Einen kommt . . . es geht zu wie bei einem

Miniſter. Es iſt hübſch, ein ſolcher Geſchäftsmann zu ſein . . . beſonders, da es eine Stellung iſt, die man nicht zu erkaufen braucht . . . aber für mich wäre es doch nichts, weil es mich zu ſehr feſſelte! und ich liebe meine Freiheit zu ſehr. Da lobe ich das Mäklergeſchäft . . . beſonders mit Spezereiwaaren. Das Zuckerwaſſer koſtet mich gar nichts, ich verwende nur meine Proben dazu, und Gott ſei Dank, daran mangelt es nie. Ich gehe nur auf Zucker und Farin. Meine Damen, noch ein Schlückchen Punſch, dieſe halbe Bowle iſt beſſer als die erſte. Warum ſehen Sie denn immer nach der Uhr? Sie müſſen nicht mehr an den Couſin denken, nehmen Sie uns als Erſatz an, als ihre Vettern, Vormünder, Ehemänner, oder wozu immer Sie uns machen wollen . . . Ich ſagte Dir doch mein Freund, daß ich im Cadran-Bleu geſpeiſt habe, mit Saint-Germain, Jolivet und Jenneville, dem ebenſo liebenswürdigen als unglücklichen jungen Mann, der ſich von ſeiner Frau getrennt hat, wahrſcheinlich, weil ſie ihn zum — hm! gemacht hat; Teufel! man darf das Wort ja nicht nennen — die Damen würden es übel nehmen. Nun, Jenneville iſt ein braver Junge, der ſich immer gut benimmt, er hat auch das Eſſen bezahlt. Aber Du mußt es ja wiſſen, denn ich glaube, er hatte

Dich mit eingeladen. Er ist Dir sehr gut, und es war ihm unangenehm, daß Du nicht kommen konntest. Aber warum konntest Du denn nicht? Meine Damen, ein Stückchen Rheimser Bisquit . . In Punsch getaucht, schmeckt es sehr gut . . .«

Die Damen, welche das Sprichwort bewahrheitend, daß nur der erste Schritt Ueberwindung kostet, so viel Umstände gemacht hatten ehe sie den Punsch annahmen, lassen sich nun Alles was ihnen Dubois bietet, recht wohlschmecken.

Er, welcher den Liebenswürdigen spielend, seine Gewandheit beim Einschenken zeigen will, hat indeß einen der Dominospieler mit dem Ellbogen in's Gesicht gestoßen, so daß dieser erzürnt, und ohnehin über Dubois Nachbarschaft und Geschwätz ärgerlich aufspringt und ihm zuruft: »Mein Herr ist's bald genug mit Ihrem Drehen und Renken, und wollen Sie nicht wo anders schwatzen und trinken?«

»Was wollen Sie denn, mein Herr, ich verstehe Sie nicht!«

»Nun, ich fordre Sie auf, sich ruhig zu verhalten, sonst werde ich mich bald verständlich zu machen wissen.«

»Was höre ich? Suchen Sie Händel?«

»Ich glaube gar, Sie machen Miene zu spotten?«

»Ich mache eine Miene, welche mir beliebt,

und wenn ſie Ihnen nicht gefällt, dürfen Sie es nur ſagen.«

»Nun wohl mein Herr! ſie gefällt mir ganz und gar nicht. . . Seit zwei Stunden ſitzen Sie mir hier auf dem Halſe . . .«

»Warum haben Sie das nicht eher geſagt, ſo hätte ich mich Ihnen auf die Knie geſetzt.«

»Dieſer Herr ſetzt ſich mir nichts dir nichts an unſern Tiſch, ſchiebt unſer Spiel auf die Seite. . .«

»Nun, wollen Sie etwa das Kaffeehaus ganz allein für ſich, vielleicht vermiethet man es Ihnen.«

»Ruhe, meine Herren,« ſage ich nun meinerſeits, »das lohnt ſich ja nicht der Mühe eines Wortwechſels. Mein Freund hat Sie wider Willen geſtoßen. . . .«

Der Zwiſt wäre ſomit beendigt geweſen, hätte nicht Dubois, in dem Glauben durch ſein entſchiedenes Benehmen den Gegner eingeſchüchtert zu haben, geſchrieen: »Dem Herrn will meine Miene nicht gefallen . . . dieſes Unglück! Man muß ſich alſo wohl ein andres Geſicht beſtellen, um ihm zu gefallen.«

Hier ſpringt der Dominoſpieler auf und ſpricht, Dübois feſt anſehend in ſtarkem Tone: »Ja, mein Herr, ich entdecke an Ihnen die Miene eines Prahlhanſes; ich wiederhole, daß Sie mich beläſtigen

und wenn Sie jetzt nicht ruhig sind, werde ich Ihnen das Stillschweigen lehren.«

Dubois, welcher nun begreift, daß sein Gegner, ein Mann, welcher seine sechs Zoll mißt, durch Großsprechereien durchaus nicht zu schrecken ist, wird roth bis über die Ohren, schreit aber noch stärker:

»Mein Herr, mich schreckt man nicht so bald.. ich habe mein Probestück abgelegt . . . alle Welt kennt mich . . .«

»Nun ich bin neugierig, Sie gleichfalls kennen zu lernen. . . .«

»Nach Belieben, mein Herr, Jeder weiß wie ich schieße . . . aber ich mache Sie darauf aufmerksam, daß ich mich nur auf drei Schritt Distance schieße und da Sie der angreifende Theil sind, den ersten Schuß habe.«

Ich versuche dem Dinge ein Ende zu machen und Dubois, welcher, um zu zeigen, daß er Muth hat, immer heftiger schreit, zum Schweigen zu bringen. Der Wirth gebraucht auch sein Ansehn, und verbietet sich jeden Zank in seinem Hause.

»So gehen wir,« sagt der Dominospieler.

»Gut,« antwortet Dubois und läuft der Thüre zu, durch die er verschwindet.

Die beiden Herrn bezahlen ihre Zeche und eilen Dubois nach, ich folge gleichfalls in Begleitung

einiger Stammgäſte um die Sache in's Reine zu bringen, aber als wir auf dem Boulevart ankamen, ſuchen wir unſern Dubois vergeblich — nirgends eine Spur von ihm.

»Geben Sie ſich keine Mühe,« ſagt ſein Gegner, »der hat ſich aus dem Staube gemacht. Das nimmt mich auch nicht Wunder, denn das iſt die gewöhnliche Aufführung dieſer Lärmmacher.«

»Meine Herrn,« erwiedere ich, »das Benehmen meines Freundes ſcheint mir allerdings ſehr ſonderbar, aber da ich in ſeiner Begleitung war, muß ich ihn vertreten. Hier iſt meine Adreſſe . . ich erwarte Sie morgen früh, wo ich zu Dienſten ſtehen werde.«

Dubois Gegner, deſſen böſe Laune ſich wahrſcheinlich durch Einwirkung der friſchen Luft verloren hat, weigert ſich, meine Adreſſe anzunehmen, indem er ſagt: »Nein, mein Herr, wozu das? Sie haben uns nicht beleidigt und wenn Ihr Freund Ihnen gliche, hätte wahrſcheinlich dieſer Streit nicht ſtattgehabt. Fordern Sie ihn aber zu ſeinem eignen Beſten auf, künftig weniger Lärm zu machen.«

Nach dieſen Worten empfahlen die Herren ſich, die Maulaffen, die uns gefolgt waren, zerſtreuten ſich auch und ich blieb auf dem Boulevart allein.

»Verdammter Dubois, ich werde an den

Streich denken, obwohl es nicht der erſte iſt, der mir in ſeiner Geſellſchaft paſſirt iſt; ſchon hundertmal habe ich ihn gebeten, vorſichtiger zu ſein. Es iſt nicht Jedem gegeben, dem Tode kaltblütig ins Angeſicht zu ſehen, aber wenn man nun einmal nicht einen über allen Zweifel erhabnen Muth beſitzt, ſo muß man nicht Jedermann beleidigen, nicht beſtändig den Renomiſten ſpielen.«

Es iſt ſpät, das Boulevart öde . . . die Kaffeehäuſer werden geſchloſſen . . . gehen wir nach Hauſe.

Ich wende mich nach der Vorſtadt Poissonnière, wo ich wohne und bin bereits bei der Wachtſtube des Boulevart Château-d'Eau vorbei, als mir einfällt, daß wir den Punſch noch ſchuldig ſind, den nun die beiden Mädchen, denen wir ihn haben geben laſſen, vielleicht für uns bezahlen ſollen.

Bei Dubois Zanke hätte ich ganz darauf vergeſſen; ich kehre alſo wieder um und laufe nach dem Kaffeehauſe zurück, wo ſich Niemand mehr außer jenen beiden Mädchen befindet, welche in keiner kleinen Verlegenheit ſind, da ſie nicht wiſſen, was ſie beginnen ſollen.

Verdammter Dubois! nun läßt er mir noch die Frauenzimmer auf dem Halſe . . . und nachdem ich bei einem Haare mich für ihn hätte ſchlagen, werde ich nun auch ſtatt ſeiner jene nach Hauſe

führen müſſen. Aber Mitternacht iſt vorüber, ich kann die armen Mädchen, die auf ſeine Begleitung gerechnet haben, nicht im Stich laſſen, wohlan denn!

»Wenn Sie befehlen, meine Damen, ich ſtehe zu Dienſten.«

Ich habe bezahlt und wir gehen.

Drittes Kapitel.

Die beiden Griſetten.

Wie wir auf das Boulevart kommen, ſehen die beiden Mädchen rechts und links und ſcheinen befremdet, Niemanden zu erblicken. Endlich ſagt die, welche, wie ich glaube, Charlotte heißt: »Aber wo bleibt denn der Herr?«

»Wen meinen Sie denn, mein Fräulein?«

»Ihren Freund, mein Gott, will er ſich wirklich ſchlagen?«

»Seien Sie darüber außer Sorgen, er macht zwar immer viel Geſchrei, ſchlägt ſich aber nie. Das vertrüge ſich nicht mit ſeinen Lebensanſichten, wahrſcheinlich iſt er ſchlafen gegangen.«

»Was? nachdem er uns genöthigt zu warten, bis er uns nach Hauſe bringen würde. Das wäre ebenſo ſchlecht, wie von meinem Couſin Alexander.«

»Sie ſehen daraus, daß man auf neue Bekannte nicht ſichrer, als auf alte rechnen darf. Aber

ich will die Stelle meines Freundes vertreten, da er offenbar über dem Streite ſein, Ihnen gegebnes Verſprechen vergeſſen hat.«

Charlottens Begleiterin ſagt hierbei halblaut zu mir: »Es thut uns nur Leid, daß wir Ihnen ſo viel Umſtände machen müſſen.«

Dieſes junge Mädchen hat eine weit ſanftere Stimme und weit ſchüchterneres Ausſehn als ihre Begleiterin; es iſt die Blondine, welche nicht ſchielt und im Kaffeehauſe ihrer Freundin auf den Fuß trat, um ſie zum Weggehen und Ausſchlagen des Pünſches aufzufordern. Sie würde mir, wenn ich wählen ſollte, unbedingt beſſer gefallen, als die Andre.

Ich gehe mit den Mädchen auf die große Straße zu, um zu ſehen, ob kein Fiaker mehr da iſt — aber ſie ſind alle weg. Ich muß ſie alſo zu Fuße begleiten und es iſt nebelicht, die Straße ſchmutzig, wir ſind in der Mitte Februars — da hört wahrhaftig der Spaß auf.

»Kein Wagen mehr,« ſage ich verdrießlich.

»Was weiter,« erwiedert die kleine Blondine, »wir gehen ebenſo gern zu Fuß.«

»Nun, ich führe wohl lieber,« meint Charlotte; »es iſt wohl angenehmer, beſonders wenn man einen ſolchen Marſch vor ſich hat.«

»Wo wohnen Sie, meine Damen?«

»Ich,« anwortet Charlotte, »ich wohne in der Straße aux Fers, bei dem Markte des Innocens, und Ninie iſt von der Straße Aubry-le-Boucher, nicht weit von mir.«

Nun, das iſt kein Quartier, wo ich daran gedacht hätte, mir eine Liebſchaft zu ſuchen, obwohl es dort ebenſo hübſche Weiber geben mag, als anderswo; aber ich habe niemals jenen Theil der Stadt um die Hallen herum, leiden mögen, denn ich bilde mir ein, daß man dort einen beſtändigen Fleiſch- und Fiſchgeruch einathme; freilich, wenn die Dame im großen Hut dort wohnte und ich ſie beſuchen dürfte . . . wie eifrig würde ich hineilen. Selbſt wenn ſie in der Straße des Pecheurs oder de la Huchette wohnte. Aber es handelt ſich nicht mehr um dieſe Dame, ſondern um die beiden Griſetten, die mir Dubois auf dem Halſe gelaſſen hat.

»Meine Damen, will jede von Ihnen einen Arm annehmen?«

Charlotte hängt ſich an meinen rechten, die kleine Ninie an den linken Arm und ich ſchreite nun, zwiſchen einer Brünetten und einer Blondinen dem Quartier des Innocens zu.

Es iſt natürlich, daß man wiſſen will, mit wem man zu thun hat, und ich eröffne die Unterhaltung,

indem ich meine Dame zur Rechten frage, womit sie sich beschäftige.

Mademoiselle Charlotte, welche nichts lieber wünscht als sprechen zu können, antwortet sogleich:

»Ich mache Fransen und garnire Shawl's, o! ich bin sehr geschickt darin . . . schade nur, daß es nicht mehr bringt . . . fünfundzwanzig Sous den Tag . . . manchmal dreißig, wenn man sich die Augen verderben will. Ja! die Weiber müssen sich gar mühsam ihr Brod verdienen . . . und dabei möchte man sich doch auch, wie es sich für unser Alter ziemt, ein kleines Vergnügen machen. Ich für meinen Theil liebe nun Theater und Bälle mit Leidenschaft. . . . Ja, wäre ich meiner Bestimmung gefolgt, so wäre ich jetzt bei dem Theater und spielte Prinzessinnen oder Liebhaberinnen; man würde mich angaffen, beklatschen, ich wäre immer nach der neusten Mode gekleidet — und das wäre doch besser, als Fransen machen? Nicht wahr mein Herr?«

»Ja, mein Fräulein, man macht aber nicht immer Glück auf dem Theater; es gehört mehr dazu, als der Vorsatz: ich will Schauspielerin werden; man muß auch Talent haben, sonst, anstatt beklatscht zu werden, wie Sie es wünschen, wird man ausgezischt und ausgepfiffen, was nicht so

hübſch iſt und bei Ihrem Geſchäft nicht zu befürchten ſteht.«

»Oh! mein Herr, ich hätte ſchon Talent gezeigt, deſſen bin ich ſicher, ich kannte einen Herrn, der hat es mir oft genug geſagt.«

»Vielleicht Ihr Couſin Alexander?«

»Nein, Alexander iſt Tiſchler, ein guter Junge, aber dumm, und bekümmert ſich nur um ſeine Profeſſion. Ich wette, er hat uns nicht abgeholt, weil er noch in ſeiner Werkſtatt zu arbeiten hatte. Oh! der Burſche hat zu nichts Geſchick. Nein, der Herr, welcher Talent in mir entdeckte, war ein ſehr gebildeter Mann, er kannte alle Schauſpieler des Melodrama, auch die Dichter und trank Kaffee bei ihnen. Wetter! mit Hilfe ſeiner Bekanntſchaften hätte ich vielleicht debutiren können — aber er mußte nach Lyon reiſen. Ich habe es damals ſehr bedauert. Dann lernte ich einen Handlungsdiener kennen . . . wie der Menſch ſchön ſang! ein Opernſänger könnte es nicht beſſer. Ich mußte mit ihm immer Lieder ſingen für Zwei . . wie heißt man's doch? ja, ich hab's . . Okturnen. Das machte mir viel Spaß! Später zeigte mir ein junger Unteroffizier, ein Freund meines Couſins Alexander, den Ton anzuhalten . . . Ach Gott! wie ſchön hielt er an . . . er hatte

eine herrliche Stimme und er ſagte mir, daß ich den Ton in der Höhe eben ſo feſt hielte, wie es in der Oper, wohin er immer ging, wenn er die Wache hatte, die Sängerinnen thäten; dann kannte ich . .«

Da ich vorausſehe, daß Mademoiſelle Charlotte, die der Punſch ſehr zutraulich gemacht hat, alle ihre Bekannten will vor mir die Revue paſſiren laſſen, und ich mich aus Furcht, daß mir das doch zu viel werden möchte, eben zu Ninie wende, welche gar nicht ſpricht, und welche ich gern auch in's Plaudern bringen möchte, tritt uns am Ecke der Meslay-Straße ein Herr entgegen, welcher den Refrain ſingt:

„Komm holde Dame!
Ich wart', ich wart', ich wart' auf Dich!"

Es iſt Dubois, der bei unſerm Anblick ausruft: »Nun meine Holden, da wären wir, wo haben Sie denn aber ſeit einer Stunde geſteckt? Ich ſuche Sie überall.«

»Das iſt doch ein wenig ſtark,« ſage ich meinerſeits, »Du ſuchſt uns ſeit einer Stunde? Und warum warſt Du denn verſchwunden, als ich mit jenen Herren aus dem Kaffeehauſe herauskam? warum ließeſt Du Dich denn vergeblich rufen? Dubois Deine Aufführung hat Dir diesmal wenig Ehre gemacht.«

»Wie? was willſt Du damit ſagen? was habt Ihr Euch denn für Gedanken gemacht? Ich verließ Euch, um Piſtolen zu holen, weil ich nicht der Mann darnach bin, eine ſolche Sache in die Länge zu ziehen. Ich wollte mich auf der Stelle ſchießen, und da ich einen Freund in der Nähe habe, den ich im Beſitz von Piſtolen wußte, lief ich zu ihm, um ſie mir zu holen. Ich denke ſo beträgt ſich Keiner, der ſich aus der Schlinge ziehen will . . . In dieſem Augenblicke kehrte ich nach dem Kaffeehauſe zurück, um meinen Gegner zu ſuchen. . .«

»Das Kaffeehaus war zu und Du konnteſt Dir recht gut denken, daß man nicht die ganze Nacht auf Dich warten würde. . . Aber wo haſt Du denn die Piſtolen?«

»Du ſollſt erfahren, wie verkehrt es mir ergangen iſt! Ich eile zu meinem Freunde . . . er wohnt in der Straße Saint-Martin, aber ich bin überzeugt, daß ich den Weg in weniger als drei Minuten gemacht habe. Ich komme hin, da ſagt mir der Portier: mein Herr iſt noch nicht heimgekehrt, kann aber nicht mehr lange bleiben. Nun ſo will ich warten, antworte ich. Ich warte, die Zeit vergeht, ich werde ungeduldig, ich ſtampfe mit den Füßen! . . . endlich ſagt mir dieſer Eſel von Portier, nachdem ich eine gute Viertelſtunde in ſeiner

Loge gewartet habe: Ach, mein Herr! es fällt mir eben ein, daß Ihr Freund auf den Ball gegangen ist und diese Nacht schwerlich noch nach Hause zurückkehren wird. Denken Sie sich meine Wuth; ich hatte Lust den Schurken zu prügeln. Ich kehre also zurück, in der Hoffnung meinen Gegner noch auf dem Boulevart zu finden . . . aber wie Du eben sagtest, war er schon fort. . . . Hat er Dir auch nicht seine Adresse gegeben?«

»Nein, er dachte, das würde sich nicht erst der Mühe lohnen.«

»Nun, ich werde ihn schon zu finden wissen; abgemacht, sprechen wir nicht mehr davon — jetzt darf nur noch die Schönheit alle unsre Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen.«

»Ja, ja, sprich nicht weiter davon, das wird das Beste sein, was Du dabei thun kannst.«

»Du wirst mir doch eine Dame abtreten?«

»Sehr gern!«

Mit diesen Worten lasse ich Charlottens Arm fahren, welche ich sehr gern los werde und die sich an Dubois Arm hängend ihm zärtlich zuflüstert: »Wahrhaftig, mein Herr, ich hatte rechte Furcht, Sie würden sich schlagen.«

»Sie sind gar zu gütig! aber um mich brauchen Sie sich nicht zu ängsten, ich weiß mich mit

Ehren aus jeder Verlegenheit zu ziehen. Aber, haben wir denn noch weit?«

»Bis zum Markte des Innocens.«

»Ein herrliches Quartier! . . . schöner Brunnen! ich habe dort unter den Pfeilern manches Rendezvous gehabt. Aber, dort bemerke ich Einen Fiaker . . Kommen Sie.«

Wie ich sehe, daß Dubois mit Charlotten voraneilt, suche ich ihm zu folgen indem wir, ich und Ninie, mit der ich noch nicht Zeit hatte ein Gespräch anzuknüpfen, unsre Schritte verdoppeln und kommen so zu dem Fiaker, der vor einem Thorwege hält. Dubois unterhandelte noch mit dem Kutscher.

»Du fährst uns!«

»Ich kann nicht mein Herr.«

»Ich sage Dir, Du wirst uns fahren.«

»Ich sage Ihnen, mein Herr, daß ich bestellt bin.«

»Das ist nicht wahr.«

»Doch mein Herr.«

»Wo ist die Person, von der Du bestellt bist, hole sie, damit sie es mir bestättige.«

»Nun, das wäre was Neues; seit wann holen die Kutscher ihre Herrschaften aus den Häusern, um zu beweisen, daß sie bestellt sind.«

»Was kümmern mich alle diese Possen . . . Steigen Sie ein, meine Damen.«

»Sie werden aber nicht einſteigen . . . Habe ich denn hier meinen Stand? und würde ich wohl noch nach Mitternacht vor einem Thorwege halten, wenn ich nicht beſtellt wäre?«

»So gehen wir,« ſage ich zu Dubois, »der Menſch hat Recht, und Du haſt keine Befugniß ihn zu zwingen . . . wozu uns länger aufhalten?«

»Wozu? . . . zum Teufel, wären nur nicht die Damen dabei, ich würde ihn ſchon zum Fortfahren zwingen.«

»Laſſen Sie das gut ſein, lieber Mann, Sie würden mich gewiß nicht zwingen.«

»Du biſt ein Narr.«

»Oder Sie, daß Sie ſo ſchreien.«

»Ich werde Dir die Ohren abſchneiden.«

»Ach! Sie werden ja nicht, Sie ſind nicht ſo grimmig als Sie ausſehen.«

Dieſer Scene überdrüſſig ſetze ich meinen Weg mit Ninie fort, welche zitternd zu mir ſagt: »Ach! mein Herr, ſie werden ſich wohl faſſen?«

»Nein, ohne Furcht, dazu wird es nicht kommen.«

Nach einigen Minuten hat uns auch wirklich Dubois mit ſeiner Schönen eingeholt.

»Nun,« ſage ich zu ihm . . .

»Ach! ich habe ihn noch glücklich zurückgehalten,« erwiedert Charlotte, »ſonſt hätte er gewiß den

Kutscher gepackt . . . Was Sie für ein Hitzkopf sind, mein Herr . . . Gleich in Eifer, gleich zuhauen! Es ist was Schreckliches um so einen Menschen.«

»Wohl wahr,« antwortet Dubois, »ich gestehe es, ich bin ein Hitzkopf, ich habe rasches Blut . . . aber so oft ich mir auch vornehme, mich darin zu ändern, ich kann's nicht. Ich kann mich nicht überwinden, das leiseste Wort, der geringfügigste Umstand kann mich in Harnisch bringen.«

»Wie Du im vollen Laufe zurückkamst,« sage ich ihm, »so dachte ich schon, Du wolltest Dir irgendwo einen Degen holen, um Dich mit dem Kutscher zu schlagen.«

Dubois entfernt sich von uns ohne Antwort, wahrscheinlich um mit Charlotten ungenirter schwatzen zu können und ich knüpfe nun meinerseits mit Ninie auch eine Unterhaltung an.

»Garniren Sie auch Shawls, mein Fräulein?«

»Ja, mein Herr, ich treibe dasselbe Geschäft, wie Charlotte.«

»Und haben Sie auch wie diese eine Neigung, Schauspielerin zu werden?«

«Ach nein, mein Herr, ich würde nie den Muth haben, öffentlich aufzutreten.«

Sie würde nie den Muth haben! — diese

Scheu gefällt mir; aber sie hat es gewagt, sich durch einen Unbekannten geleiten zu lassen und das zeigt doch wieder von keiner großen Schüchternheit.

Ich fahre fort: »Wohnen Sie allein?«

»Ja mein Herr! seit einem halben Jahre.«

»Und vorher?«

»Da wohnte ich bei einer Muhme . . . denn meine Eltern leben nicht in Paris, sie leben auf dem Lande. Ich bin von Noisy-le-Sec, wenn Sie diese Gegend kennen.«

»O ja! mein Fräulein; ach ich kenne meine Pariser Umgegend . . . und was treiben Ihre Eltern in Noisy-le-Sec?«

»Es sind Landleute, mein Herr; meine Muhme ließ mich nach Paris kommen, erzog mich und ließ mich in meiner Kunst unterrichten.«

»Warum zogen Sie von ihr weg?«

»Nun ich lernte Charlotten kennen und Charlotte, welche sehr klug ist, sagte mir, ein junges Mädchen käme nie zur Selbstständigkeit, wenn sie sich nicht für sich einmiethete. Dadurch bin ich denn, wie Sie denken können, auf gewisse Ideen gekommen . . . Charlotte nahm mich oft mit in's Theater, wohin ich früher niemals kam . . . Wir plauderten dort immer mit hübschen jungen Herrn, und obwohl ich anfänglich nicht wagte einem Herrn,

den ich nicht kannte, Rede zu ſtehen, ſagte mir Charlotte doch ſo oft, ich benähme mich dumm und einfältig, daß ich am Ende anfing mit den Herrn zu reden und das zu thun, was ſie mir zu meinem Beſten anrieth.«

»Ich ſehe Mademoiſelle Charlotte hat Ihnen wirklich ſehr gute Rathſchläge gegeben.«

»Ach ja, mein Herr, ſie hat, wie ſie ſagt, meinen Ideenkreis erweitert; ehe ich ſie kannte, dachte ich: fünfundzwanzig Sous für den Tag wären ein hübſcher Erwerb für ein junges Mädchen — aber Charlotte bewies mir, daß das nicht genug ſei, und daß man mit fünfundzwanzig Sous täglich weder oft in's Theater gehen, noch ſich Ohrringe kaufen, noch auch neue Hauben anſchaffen könne . . . Ich hatte mir das Alles, ehe ſie mich darauf aufmerkſam machte, nicht überlegt.«

»Und ſie hat Ihnen auch Mittel und Wege gezeigt, ſich das Alles auf eine bequeme Weiſe zu verſchaffen.«

»Sie ſagte mir, junge, anſtändige Mädchen müßten ſich Alle um eine kleine Bekanntſchaft umthun, weil dann der Freund für ſie bezahle und ihnen gäbe, woran es fehlte . . . und ſie hatte ſelbſt ſchon fünf ſolcher kleinen Bekanntſchaften gehabt, die ihr manches Geſchenk eingebracht hatten.«

»Und Sie sind ihrem Beispiele gefolgt.«

»Oh mein Herr, ich benehme mich ein wenig linkisch, nach Charlottens Urtheile . . . wenn mir ein junger Herr einmal nicht gefällt, so mache ich mir aus seiner Bekanntschaft nichts.«

»Charlotte stößt sich aber an eine solche Kleinigkeit nicht?«

»Ich weiß nicht wie es kommt, aber ihr gefällt gleich Jeder, welcher gut angezogen ist, und ihr irgend etwas anbietet.«

»Wahrscheinlich hat sie eben so viel Gefühl als Appetit.«

»Oft, wenn wir miteinander im Theater waren und Herren mit uns plauderten, sagte ich leise zu Charlotten: Der Mensch langweilt mich, er ist häßlich, alt — er gefällt mir nicht. Da antwortete sie mir immer: aber das ist ein guter Fang, ich verstehe mich darauf besser wie Du.«

»Nun Sie haben sich aber doch nicht von Ihren Ersparnissen eine eigne Haushaltung einrichten können — hatten sie also Nebeneinkünfte?«

»Ach nein . . . aber ich lernte später einen sehr liebenswürdigen, eleganten und hübschen jungen Mann kennen, der mir anbot, mich von meiner Tante wegzunehmen, indem er mir sagte, daß ich verdiente in einem Palaste zu glänzen, und Char-

lotte rieth mir darauf einzugehen — der junge Mann gefiel mir sehr gut — und so gab ich nach.«

»Aha! ich verstehe.«

»Er miethete mir die Stube, wo ich jetzt wohne, im fünften Stock eines Hauses auf der Straße Aubry-le-Boucher.«

»Den Teufel auch! der Palast ist ein wenig hoch.«

»Ja und anstatt der Mahagony-Meubles bekam ich auch nur welche aus Nußbaum; diese seien moderner, sagte mein Freund. Ebenso fand ich nur vier Stühle, anstatt eines Dutzends, aber er sagte mir, da wir niemals mehr als vier Personen beisammen sein würden, brauche es auch nicht mehr Stühle.«

»Das heißt denken, wie ein Diogenes.«

»Diogenes?« ach nein mein Herr, er hieß Adolph, er hatte auch noch einen andern Namen, den er mir aber nie sagen wollte, weil er meinte, das könne ihn einmal in Verlegenheit bringen. Nun ich war mit meiner Wohnung, die ich wunderschön fand, ganz zufrieden und obwohl Charlotte behauptete, daß Manches besser sein sollte, so gab sie doch nach, daß es für den Anfang hübsch genug wäre.«

»Und wo haben Sie Herr Adolph gelassen?«

»Sechs Wochen lang besuchte er mich alle Tage. Manchmal nahm er mich mit in's Theater oder

zum Eſſen, dann aber immer im Wagen, und wir gingen nur in Gatterlogen. Das iſt recht hübſch, und Charlotte ſchätzte mich ſehr glücklich. Aber nach dieſer Zeit kam er ſeltner und endlich offenbarte er mir eines Morgens, daß er nach England, wohin ihn ſeine Verhältniſſe riefen, reiſen müßte. Dabei ſagte er mir, daß er ſobald als möglich zurückkehren, und mich, wenn ich mich inzwiſchen gut aufgeführt hätte, vielleicht heirathen würde.«

»Seine Abreiſe hat Ihnen wohl rechten Kummer verurſacht?«

»Anfänglich ja, . . . aber nachher ſuchte ich mir Zerſtreung zu verſchaffen und Charlotte nahm mich wieder mit in's Theater.«

»Und haben Sie Adolphs Rath vergeſſen?«

»Charlotte meinte, das wären Thorheiten, die Männer ſprächen immer ſo und obwohl man ihr hundertmal bei endlicher Rückkehr die Ehe verſprochen habe, ſo ſei doch noch Keiner zurückgekehrt. Sie rieth mir, eine andre Bekanntſchaft anzuknüpfen mit dem Vorſatze, ſie abzubrechen, wenn Adolph zurückkehrte.«

»Mademoiſelle Charlotte hat herrliche Grundſätze! Und haben Sie ihr gefolgt?«

»Noch nicht, denn ich habe noch keinen Mann gefunden, der mir hätte gefallen können; und ob-

wohl Charlotte behauptet, daß man glücklicher lebte mit einem Manne, dem man nicht gut sei, so bin ich doch nicht ihrer Ansicht und mag kein Verhältniß mit Einem eingehen, den ich nicht liebe.«

Ninies Geschwätz unterhält mich, das gute Kind wäre vielleicht ohne die Bekanntschaft mit Charlotten, welches ein sehr leichtsinniges Frauenzimmer zu sein scheint, immer brav geblieben.

In ihrer Sprache, in ihrer Ausdrucksweise liegt eine gewisse Naivität, die von großer Offenherzigkeit zeigt — die aber freilich auch erkünstelt sein kann.

In Paris versteht man so gut alle Formen anzunehmen, jeden Ton anzuschlagen, daß man gegen jenen Schein von Albernheit und Einfachheit sehr auf der Hut sein muß, weil er nur zu oft das Resultat der Berechnung und der Lasterhaftigkeit ist.

In Charlottens Schule kann man gewiß Mancherlei lernen; freilich ist die kleine Ninie noch sehr jung, höchstens achtzehn Jahr, und es wäre Schade ihr solche Hinterlist zutrauen zu müssen. Es lag so viel Natürlichkeit in ihrer Erzählung.

Wir waren bis an's Ende der Straße Saint-Martin gekommen. Dubois und Charlotte sind uns seit einiger Zeit immer um zehn Schritte vor, und doch hören wir sie lachen. Die Unterhaltung schien sehr lebhaft geführt zu werden; Dubois

gestikulirte nach seiner Gewohnheit sehr stark und aus der Art, wie er sich zu ihr neigt, zu schließen, drückt er seiner Begleiterin zärtlich die Hand, wobei die aber ein Gelächter aufschlägt, daß alle Hunde aus der Nachbarschaft hätten zusammenlaufen mögen. Plötzlich dreht sich Dubois nach uns um, indem er ruft: »Nun ihr Leute, ihr geht ja wie die Schnecken. Aber ich sehe auch nicht ein, warum wir auf euch warten sollten, da die lieben Freundinnen doch nicht beisammen wohnen. Gute Nacht denn nnd viel Vergnügen. Deligny, ich werde morgen im Laufe des Tages einmal zu Dir kommen — wir wollen zusammen speisen.«

»Charlotte, Charlotte,« ruft die Kleine ihrer Freundin nach, »Du wolltest mich ja bis an meine Thüre bringen . . .« aber Mademoiselle Charlotte entfernt sich schnell mit Dubois, indem sie uns nur noch eine gute Nacht zuruft. Bald haben wir sie alle Beide aus dem Gesichte verloren, und ich bleibe mit Ninie allein.

»Charlotte macht es immer so,« sagt die Kleine verdrießlich, »da läßt sie mich wieder mit Einem allein, den ich kaum kenne . . .«

»Und vielleicht nicht leiden können?«

Bei diesen Worten drückte ich ziemlich zärtlich, wie mir's schien, ihren Arm.

Nachdem die Kleine eine Zeit geſchwiegen, antwortet ſie mit leiſer Stimme: »Nein mein Herr, ich habe nicht geſagt, daß Sie mir mißfielen . . . im Gegentheil . . .«

Das war ein recht ausdrucksvolles »im Gegentheil.« Wir ſetzen unſern Weg fort und kommen bald in die Straße Aubry-le-Boucher, eine ſchmutzige, häßliche Straße, mit alten Häuſern, aber ſehr belebt, und wo faſt alle Nächte Fuhrmannswagen nach der Halle zu, durchfahren, was für diejenigen, die einen ruhigen Schlaf über Alles lieben, recht angenehm ſein muß.

Aber hier haben die Leute einen feſten Schlaf.

Ich laſſe mir von Ninie den Weg zeigen, bis ſie etwa in der Mitte der Straße vor einem Gitterthore ſtehen bleibt indem ſie mir ſagt: »Nun ſind wir da.«

»Ach, hier wohnen Sie?«

»Ja, mein Herr, im fünften Stock, vornheraus, die Thür iſt hinten im Gange.«

»Sie haben doch den Schlüſſel zur Hausthür?«

»Nein, aber der Portier, welcher im Halbgeſchoß wohnt, wird öffnen, wenn ich klopfe. Ach, es iſt ein ſehr ſichres und anſtändiges Haus. Mein Herr ich bin Ihnen für Ihre Mühe ſehr verbunden, und wünſche gute Nacht.«

Die Kleine will klopfen, ich halte aber ihre Hand zurück, indem ich zu ihr sage: »Kann ich Sie denn nicht einmal wiedersehen?«

»Nun, wenn es Ihnen Vergnügen macht, mein Herr . . .«

»Aber wie stehts mit Ihnen, werden Sie mich denn gern sehen?«

»Ich glaube wohl.«

»Nun so will ich mich morgen nach Ihrem Wohlsein erkundigen, wenn Sie am Tage zu Hause sind?«

»Ganz gewiß, ich arbeite den Tag über und gehe fast niemals aus.«

»Also auf Wiedersehn, aber wie soll ich mich denn erkundigen, denn Sie heißen doch nicht blos Ninie?«

»Ich heiße eigentlich Fanny und man nennt mich blos Ninie, weil das niedlicher klingt; aber fragen Sie nur nach Mademoiselle Boissard oder Fanny Boissard, wie Sie wollen. Uebrigens ist es im fünften Stock, hinten im Gange und ich werde Ihnen schon selbst aufmachen.«

»Schön . . . also morgen . . . Aber unterdeß darf ich mir wohl ein Küßchen nehmen?«

»Nun, mein Herr . . .

Sie reicht mir ihr Mäulchen und läßt sich ganz

gutwillig umarmen; dann klopft ſie, man öffnet, ſie tritt ein und reicht mir noch einmal die Hand durchs Gitter indem ſie ſagt: »Auf Wiederſehen.«

Da bin ich nun nahe daran mit einer Griſette, der ich erſt nicht den Arm geben wollte, ein Verhältniß anzuknüpfen. Der verdammte Dubois iſt an Allem Schuld . . . da ſieht man, wohin ſchlechter Umgang führt, wie er junge Männer ſo wie junge Mädchen verdirbt . . .

Aber dieſe kleine Ninie iſt liebenswürdiger, als ich dachte; indeß werde ich zu ihr gehen oder nicht? Jetzt iſt es nur noch ein unſchuldiger Scherz und nichts zwingt mich, mich an das Mädchen zu binden . . . Ich kann Sie ſogar aus bloßer Neugier beſuchen, ohne daß es etwas auf ſich hätte! Aber gehen wir ſchlafen, morgen iſt auch ein Tag.

Viertes Kapitel.

Jenneville, Jolivet und ich.

Ich ſagte, daß ich in der Vorſtadt Poissonnière wohne, aber man wird wohl auch gern wiſſen wollen, was ich treibe, ob ich Rentier, Künſtler oder Kaufmann bin — denn man muß doch wiſſen, mit wem man zu thun hat.

Leider muß ich geſtehen, daß ich gar nichts treibe; nicht grade aus Faulheit, denn ich habe mich ſchon dann und wann in Geſchäfte eingelaſſen, aber ſei es, daß ich mich nicht darauf verſtehe, oder die mit welchen ich in Verbindung trat, ſich zu gut auf ihren Vortheil verſtehn — ſchließlich ſehe ich immer ein, daß ich Geld und Zeit verloren habe. Man verſichert indeß doch, daß ich nicht dumm ſei, ja Manche halten mich ſogar für geiſtreich, weil ich mit Leichtigkeit ein Couplet reime und ziemlich geſchmackvoll ſinge . . . ſo wohlfeilen Kaufs kommt man bei der Welt in den Ruf, geiſtreich zu ſein,

weil es Klugheit ist, Leute, die uns Unterhaltung verschaffen, liebenswürdig zu finden. Ich kannte einen Herrn in einer Gesellschaft, den alle Damen liebenswürdig fanden, weil er ihre Silhuetten ausschnitt, aber freilich, wenn der Aermste seine Scheere vergessen hatte, blieb er in einem Winkel sitzen, ohne den ganzen Abend über den Mund aufzuthun und dann bemerkte man allerdings, daß er nur grade Geist genug zum Ausschneiden hatte.

Uebrigens verstehen sich die geistreichsten Leute nicht immer am besten darauf — Geld zu verdienen, wir sehen täglich Proben vom Gegentheil und die Geschichte belehrt uns, daß dies immer so der Fall gewesen. Homer, arm und blind, mußte von Stadt zu Stadt wandern und seine Verse deklamiren, um nicht Hungers zu sterben; Plautus verdiente sich seinen Lebensunterhalt in der Mühle; Xilander verkaufte für ein wenig Suppe seine Noten zum Dio Kassius; Agrippa beschloß seine Tage im Hospital und man glaubt, daß Michael Cervantes Hungers starb. Paul Borghese, ein italienischer Dichter, der ein befreites Jerusalem geschrieben, verstand vierzehn verschiedene Handwerke und hatte nichts zu leben; der Kardinal Bentivoglio, die Zierde Italiens und der schönen Künste, der Wohlthäter aller Unglück-

lichen, sah sich im Alter genöthigt seinen Palast zu verkaufen um seine Schulden zu bezahlen, und hinterließ nicht soviel, als zu seiner Beerdigung hinreichte. Andreas Duchesne, ein gelehrter französischer Geschichtsschreiber, Vaugelas de l'Etoile starben arm und Tasso, der sich nicht einmal ein Licht kaufen konnte, hätte um des Nachts zu schreiben, sich die Augen seiner Katze leihen mögen.

Doch muß ich zugeben, daß heutzu Tage geistreiche Leute vom Glück besser bedacht werden, und größeren Gewinn aus ihren Erzeugnissen zu ziehen verstehen, auch, um des Nachts zu schreiben, nicht die Augen ihrer Katze bedürfen, was sehr unbequem sein muß, obwohl man dabei der Lichtscheere entbehren kann. Das nenne ich doch eine lange Abschweifung um darauf zu kommen, daß ich Paul Deligny heiße, daß mein Vater ein braver Landmann und mein einziger Angehöriger, ein kleines Haus in der Umgegend von Chartres bewohnt, und dort glücklich und ruhig von einem Einkommen von drei Tausend Franken, in seinem Garten mit seinem Jagdhunde, seiner Angel, seiner Wirthschafterin, seiner Flasche und seinen Nachbarn lebt. Nachdem er mir in einem Pariser Collegium eine sehr gute Erziehung hat geben lassen, gab er mir in einem Alter von einundzwanzig Jahren das Erbtheil mei-

ner Mutter, und machte mich zum unumſchränkten Herrn meiner Handlungen, weil ich mich damals ſo verſtändig aufführte, daß er mich für unfähig hielt, in Zukunft Thorheiten zn begehen. Der gute Alte . . . er glaubt immer, ich ſei ordentlich, ſparſam und klug, und fand es natürlich, daß ich nach Paris ging, weil dieſe große Stadt der Mittelpunkt der Geſchäfte ſo wie der Vergnügungen iſt. Das Vermögen meiner Mutter belief ſich auf zweimal hundert Tauſend Franken, was mir recht gut zehn Tauſend Livres Renten abwarf.

Ein Drittheil davon verzehrte ich alsbald mit meinen Freunden und Freundinnen und da ich dieſes Drittheil wiedergewinnen wollte, und mich deshalb auf Spekulationen und Geſchäfts-Verbindungen einließ, verlor ich noch ein Drittheil, ſo daß ich gut thun werde, wenn ich den Reſt nicht daranſetze um das Verlorne wieder zu gewinnen. Uebrigens weiß mein Vater, ſeit der ſechs Jahre, daß ich in der Hauptſtadt wohne und Herr meines Vermögens bin, nicht, wie ſehr dieſes geſchmolzen iſt, denn er kommt nie nach Paris, ſondern ich beſuche ihn in ſeiner ſtillen Zurückgezogenheit und wenn er mich nach dem Gange meiner Geſchäfte fragt, antworte ich ihm immer, daß ſie ſehr gut gehen.

Ich wette, er glaubt, daß meine Kapitalien ſich

jetzt verdoppelt haben. Iſt es nicht beſſer, ihm dieſen Wahn zu laſſen, als ihm die Wahrheit zu ſagen? Hätte ich ihn nicht getäuſcht, ſo hätte er nun ſchon ſeit ſechs Jahren meinethalben die größte Unruhe gehabt, während er jetzt zufrieden und über das Schickſal ſeines Sohnes beruhigt fortlebt. Ich that alſo wohl daran, ihn zu belügen; eine Lüge, welche Andre glücklich macht, iſt zu entſchuldigen — Schade nur, daß man ſich nicht ſelbſt belügen kann.

Ich habe beinahe noch drei Tauſend ſechshundert Livres Renten, und kann dabei ein Garçon nicht recht bequem leben? Gewiß, wenn er verſtändig und ſparſam iſt — was aber freilich, wie geſagt, meine Tugenden nicht ſind. Die Gewohnheit viel aufgehen zu laſſen, lernt ſich ſo leicht und verlernt ſich ſo ſchwer! Doch ich werde mich einrichten und am Ende eine gute Heirath machen; dann lebet wohl für immer, ihr Thorheiten, loſen Geſellſchaften und petits soupers! Ein verheiratheter Mann muß ohne Unterlaß Sparſamkeit predigen und niemals für Vergnügungen Geld ausgeben. Das iſt zwar nicht angenehm für die Frau — aber was geht das uns an — haben wir uns doch vor der Ehe bis zum Ueberdruß beluſtigt.

Ich ſtehe auf; es iſt beinahe zehn Uhr, aber ein Mann, der von ſeinen Renten lebt, kann ſpät

aufstehen, wenn ihm das Vergnügen macht, und dann kann man sich auch im Bette die Erlebnisse des Abends so gut überdenken und überlegen, was man im Laufe des Tages vorzunehmen gedenkt.

Ich lache bei dem Gedanken an unser gestriges Abentheuer, an Dubois Zwist und die beiden Grisetten, die er mir auf dem Halse ließ. Dabei überlege ich mir, ob ich die kleine Ninie besuchen soll? Sie ist hübsch, es ist so viel Naivität in ihrem Benehmen, in ihrer Unterhaltung — sie ist ein Engel neben Charlotten.

Aber wozu will ich das junge Mädchen wiedersehen? Ich bin wahrhaftig nicht in sie verliebt und wozu sollte ich es ihr glauben machen? Freilich braucht man in eine Geliebte nicht eben sehr verliebt zu sein, denn wenn man sehr verliebt ist, ist man auch eifersüchtig und dann hat man Furcht, Verdacht, Streit und fühlt sich nicht behaglich; während man mit einem Weibe, das man vernünftig liebt, das heißt — sehr wenig, vorausgesetzt, daß sie uns gern zu sehen sich anstellt, und beim Abschiede sagt, »auf Morgen« stets in Einigkeit lebt, immer guter Laune ist, und sich um das, was sie in unsrer Abwesenheit vornehmen könnte, nicht kümmert — kurz philosophisch liebt. Aber sollte ich die kleine Ninie zu meiner Geliebten ma-

chen? Nein, ich möchte sie wohl einmal bei Gelegenheit in das Theater, zum Traiteur führen — aber ihr auch Hüte, Shawls kaufen — das nähme dann kein Ende. Man sucht sich aus Sparsamkeit eine Grisette, und hat ihr dann immerwährend etwas zu geben. So ist es denn beschlossen, daß ich nicht zu Mademoiselle Fanny Boissard gehen werde, und daß, obwohl mein Herz seit einiger Zeit frei ist, ich auch mit meiner letzten Geliebten gebrochen habe und meine alten Bekanntschaften sehr kalt behandle, ich diese neue nicht fortsetzen werde.

Uebrigens empfinde ich auch in der That eine gewisse Abneigung, eine Liebschaft in der Straße Aubry-le-Boucher zu haben! Ja wenn ich hätte können die Dame in der violetten Hülle kennen lernen! Welche schöne Haltung, welch feines Benehmen, welcher Ausdruck in dem Blick, als er einen Augenblick auf mir haftete. Diese Dame hat Erziehung und ich wette — auch Geist. Ja, so einer Dame den Arm zu bieten, und mit ihr zu schwatzen, das ist ein Vergnügen . . . Ihre Unterhaltung muß reizend sein . . . das ist sehr viel werth bei einer Freundin und noch mehr bei einer Geliebten, denn man kann nicht von Liebkosungen leben und in dem schönsten Munde selbst werden die Geständnisse: ich liebe Dich, ich bete Dich an, lang-

weilig, wenn sie nicht auch durch andre Gespräche unterbrochen werden. Was Ninie betrifft, so kann ihre naive Art sich auszudrücken, einen Augenblick unterhalten, aber sie hat doch hier und da schon einige kleine Angewohnheiten in Charlottens Geschmack, die bei einem Tete a Tete erträglich, mich doch vor den Leuten in Verlegenheit setzen würden.

Ich habe eben gefrühstückt, als Jemand an meiner Thür klingelt, meine Magd öffnet und Jenneville tritt ein.

Jenneville ist ein Mann von sechs bis siebenundzwanzig Jahren, groß, wohlgebaut und von hübschem Anstande; seine Züge sind angenehm, sein graziöses Lächeln läßt eine Reihe der schönsten Zähne sehen, ein Wald von blonden Haaren, die sich von selbst kräuseln, beschattet eine Stirn, die nicht unedel ist. Uebrigens spricht sich in Jennevilles Physiognomie eine gewisse Sorglosigkeit aus, die nicht viel Gemüth verspricht, und ein gewisser anmaßender Charakter, der gar zuviel Selbstliebe andeutet, und obwohl er stets sehr fein gekleidet geht, so scheint doch die Nachläßigkeit in seinem Benehmen und seiner ganzen Person, auch auf seine Toilette Einfluß gehabt zu haben, die geschmacklos, einen Mann anzeigt, der sich sicher glaubt zu gefallen, ohne daß er nöthig hätte sich deshalb die

geringſte Mühe zu geben. Uebrigens hat Jenneville Welt, Geiſt, und obwohl ſeine Grundſätze ſehr leicht ſind, ſo hat er eine Art ſeine Anſichten zu entwickeln, daß man deren Anſtößigkeit überſieht. Ich kenne ihn erſt ſeit einem Vierteljahr und wir ſcheinen bereits alte Bekannte zu ſein, denn wenn man mir Freundſchaft bezeugt und das Aeußere mir gefällt, ſchließe ich mich leicht, oft allzuleicht an. Doch weiß ich, daß Jenneville aus einer achtbaren Familie ſtammt, und wie ich glaube zwölf Tauſend Livres Einkünfte hat, die jedoch bei ſeinem Aufwande, bei ſeinem Hange zu wechſelnden Vergnügungen, nicht zureichen mögen. Man hat mir geſagt, daß er mit einer Dame, die er angebetet, und die ebenſoviel Vermögen gehabt als er, verheirathet, nach einer zweijährigen Ehe, nicht länger mit ihr habe aushalten können, und daher ſeit acht Monaten wieder allein lebe. So habe ich nämlich gehört, denn in Beziehung auf Familien- und Ehe-Verhältniſſe erlaube ich mir nie eine Frage und gehe ſogar oft Geſtändniſſen aus dem Wege. Ich traf Jenneville in der Geſellſchaft, gemeinſchaftlicher Hang zu Vergnügungen und eine gewiſſe Uebereinſtimmung unſrer Laune haben uns näher gebracht, ſo daß jetzt ſelten ein Tag vergeht, an dem wir uns nicht ſähen.

»Guten Morgen, lieber Deligny,« ſagt Jenneville, indem er mir die Hand reicht. »Sie fehlten geſtern bei unſerm Diner im Cadran-Bleu, es war ſchlecht von Ihnen und ich bin Ihnen deshalb recht böſe; ich komme um mich zu erkundigen, wer uns des Vergnügens Sie zu ſehen, beraubt hat. Gewiß irgend ein Rendezvous, ein verliebtes Abentheuer, denn Sie wechſeln mit Ihren Eroberungen eben ſo gern als ich.«

»Nicht ganz ſo ſehr als Sie, theurer Jenneville; ich glaube in dieſer Beziehung haben Sie den Vorzug. Ich bin gemüthlich, ich glühe, ich bin leidenſchaftlich, freilich nicht lange, aber das ſchadet nichts, ich bilde mir doch wenigſtens, ſo oft ich mich wieder verliebe, ein, diesmal ſolle es ewig währen.«

»Ei was, mein Freund, man muß ſich unterhalten. Wir ſind jung, wir ſind geſchaffen zu gefallen, zu verführen . . . Warum ſollten wir unſern Vortheil nicht benutzen? Die Zeit entflieht ſo ſchnell! Nur verheirathen Sie ſich nicht, Liebſter! Nur dieſe Thorheit begehen Sie nicht, warten Sie bis Sie achtundvierzig Jahr alt ſind — bis Sie ruhiger, geſetzter ſind.«

»Aber, wenn ich ſo lange warte, wie ſoll ich da noch hoffen, einer jungen Frau Liebe einzuflö-

ßen? Ich glaube, um in der Ehe glücklich zu ſein, bedarf es einer Gleichheit des Alters, des Charakters, Geſchmacks . . . kurz der Liebe.«

»Bewahre, mein Freund, bilden Sie ſich das nicht ein. Ich dachte auch ſo; ich heirathete mit vierundzwanzig Jahren eine Frau, die ich anbetete, und die, wie ſie mir wenigſtens ſagte, auch mich anbetete; ſie war zwanzig Jahr . . . Sie ſehen alſo, daß ein richtiges Verhältniß der Jahre dawar. Ich weiß eigentlich nicht, warum ich ſie liebte, denn ſie hatte nichts Liebenswürdiges an ſich, ſie hatte eines von jenen nichtsſagenden Geſichtern, von denen nichts zu ſagen iſt, weder Gutes noch Böſes; anfänglich dachte ich, ſie hätte Geiſt — der fehlte ihr aber ganz; ich traute ihr einen guten Charakter zu — aber auch darin hatte ich mich getäuſcht.

Kaum ein Jahr verheirathet, entdeckte ich, daß ſie widerwärtig und eiferſüchtig, von entſetzlich herrſchſüchtigem und gefallſüchtigem Charakter und leidenſchaftlich den Vergnügungen ergeben ſei. Madame wollte mit auf dem Ball, in das Theater; ich hätte ſie immer am Arm haben mögen. Bedenken Sie ſelbſt, Theuerſter, wie langweilig das geweſen wäre; und wenn ich es verweigerte — Geſchrei, Thränen, Nerven-Zufälle, Scenen mit einem Wort. Das konnte ich nicht aushalten.

Dabei entdeckte ich, daß ein junger Verwandter sie besuchte, wenn ich grade nicht zu Hause war, sich auch bei dem Portier ausdrücklich darnach erkundigte, wenn ich auszugehen pflegte, damit er erst nachher wiederkommen könnte. Sie fühlen, daß ich das nicht leiden durfte, obwohl ich nicht damit sagen will, als hätte ich mich von der Untreue meiner Frau überzeugt; aber es ist schon zu viel, wenn man in dieser Beziehung Anlaß zu Zweifeln erhält. Da ich nun sah, daß wir nicht miteinander leben konnten, trennten wir uns ohne Geräusch, ohne Aufsehn, ohne Prozeß, wie es gebildete Leute thun sollen. Madame behielt ihr Vermögen, wie ich das meinige, sie lebt zurückgezogen, wo? weiß ich nicht und kümmere mich auch nicht darum, da ich sie nicht aufsuchen werde; denn seit ich wieder Junggeselle geworden, bin ich der Glücklichste aller Menschen und mein Leben ist nur eine beständige Kette von Vergnügungen.»

»Wenn man nicht mehr mitsammen leben kann, so ist allerdings das Beste, was man thun kann — sich zu trennen; und wenn Ihre Frau wirklich so ist, wie Sie sie mir geschildert haben —«

»O! schlimmer, schlimmer! meine Schilderung ist noch zu gut. Aber weg mit diesem Kapitel, sprechen wir nicht mehr von meiner Frau, ich habe

sie ja nicht verlassen, um mich noch mit ihr zu beschäftigen. Sie haben mir ja auch noch nicht gesagt, was Sie hinderte, an unserm Diner Theil zu nehmen.«

»Ich hatte von meinem Vater einen Brief erhalten, worin er mir einige dringende Aufträge gab, und das hielt mich zu lange auf, als daß ich noch hätte an Ihrer Gesellschaft Theil nehmen können.«

»Ich liebe Sie deshalb; es ist hübsch, und macht einem guten Sohne Ehre, wenn er sich beeilt die Wünsche seines Vaters zu erfüllen. Sie sind glücklich, daß Sie noch einen Vater haben; der meinige starb ein Vierteljahr nach meiner Verheirathung, die er zum Theil befördert hatte. Er wollte mein Glück sichern. — Armer Mann! glücklicherweise war er nicht Zenge der schönen Folgen unserer Verbindung. Ihr Vater lebt auf dem Lande?«

»Ja in der Umgegend von Chartres. Beim Eintritt der schönen Jahreszeit will ich ihn besuchen.«

»Ich begleite Sie, lieber Deligny, und werde mich freuen, die Bekanntschaft Ihres Herrn Vaters zu machen; übrigens ist es auch gesund einige Zeit auf dem Lande zu leben.«

»Sie werden in ihm einen braven Landmann kennen lernen; frei, kurz, ungebunden und einfach in Sitten und Gewohnheiten.«

»Er muß ſtolz auf einen Sohn ſein, den man in der großen Welt ſchätzt und der wegen der Feinheit ſeines Benehmens, wegen ſeines Geiſtes und ſeiner angenehmen Talente berühmt iſt.«

»Ich muß Ihnen nur geſtehen, lieber Jenneville, daß mein Vater ſehr wenig auf Feinheit des Benehmens giebt und weiß wirklich nicht, ob er ſo große Urſache habe, auf einen Sohn ſtolz zu ſein, der vor ſechs Jahren noch ein Einkommen von zehntauſend Livres beſaß, während er jetzt kaum noch den dritten Theil davon hat.«

»Aber lieber Deligny, was können wir dafür, daß die Vergnügungen ſo viel Geld koſten? Ich bin wie Sie, und finde, daß das verteufelte Geld auf eine Art fortgeht — Uebrigens ſuche ich ſeit einiger Zeit Ordnung in meine Finanzen zu bringen . . . Ich begehe weniger Thorheiten; ſonſt, wenn eine kleine Brünette mir gefiel, miethete ich ihr gleich eine Wohnung, die ich koſtbar ausmeublirte . . . dieſe lieben Kinder haben ſo gern eine eigne Wohnung . . . aber es koſtet Geld . . . Jetzt nehme ich mich aber in Acht, und wandelt mich ſo eine kleine Laune an, wahrhaftig! da ruinire ich mich nicht mehr durch Anſchaffung von Mahagoni-Meubles; Meubles von Nußbaumholz verrichten's auch bei einer Liebſchaft von vierzehn

Tagen. Uebrigens ist es immer verdrießlich, rechnen, knickern zu müssen, besonders wenn man sieht, daß trotz dem unser Vermögen schmilzt; es ist so hübsch, reich genug zu sein, um sich nichts versagen zu dürfen. . . . Wir müssen ein Mittel ausfindig machen, lieber Deligny, um unser Kapital zu verdreifachen.«

»Ich habe schon einige Unternehmungen gewagt, war aber immer unglücklich dabei.«

»Sie verstehen sich eben so wenig auf Geschäfte als ich; aber wenn man sich mit einem klugen, reichen Manne verbindet. . . . Halt, Sie haben ja den Blagnard in meiner Gesellschaft gesehn; der Mann behauptet, es sei nichts leichter, als Geld verdienen. Vor zwei Jahren besaß er noch keinen Sou, und jetzt hält er sich Wagen und Pferde, giebt köstliche Diners und macht einen fürstlichen Aufwand. Er hat mir schon die Theilnahme an einer seiner Unternehmungen angeboten, und wenn Sie wollen, läßt er Sie auch Theil nehmen..«

»Nun wir wollen sehen; man muß sich nur vor Allem genauer erkundigen, denn die Leute, welche so schnell zu Gelde kommen, sind selten solid.«

»Ach es ist nicht das Geringste dabei zu befürchten, ein Mann, der so sehr viel aufgehen läßt, muß doch Geld dazu haben.«

»Ja, man verſchwendet auch manchmal fremdes . . . doch wir wollen ſehen. Ihr Blag- gefällt mir übrigens nicht ſonderlich, er hat ſo ſüßliches Benehmen, eine ſo ſchmeichleriſche Stimme — das Alles zeigt von Falſchheit; aber ich weiß wohl, daß man Niemanden nach dem Schein beurtheilen darf.«

Unſer Geſpräch ward durch die Ankunft eines Freundes unterbrochen. Er war in der Penſion mit mir, und wir haben ſpäter unſern Umgang fortgeſetzt, obwohl wir wenig Aehnlichkeit des Charakters haben.

Er gilt für klug, und macht ſich wenigſtens nur auf Koſten Andrer Vergnügen; er iſt ſehr ſparſam und treibt dieſe Tugend vielleicht zu weit, ſo daß Manche ihn einen Fils und Schuft nennen. Ich habe ſelbſt bemerkt, daß er bei einem gemeinſchaftlichen Piquenique Andre ſeine Zeche bezahlen läßt, und daß, wenn man mit ihm in's Theater geht, er Euch bittet ſein Billet zu löſen, ohne daß er jemals den Betrag dafür zurückerſtattet; daß er es ebenſo macht, wenn man mit ihm in ein Kaffeehaus geht, oder einen Wagen miethet. Ich rechne das ſeiner Faſelei zu, obwohl man verſichert, daß es abſichtlich von ihm geſchehe, und daß Jolivet nur darauf denkt, wie er eſſen, trinken und ſich

Vergnügen machen könne, ohne daß es ihm selbst etwas koste. Uebrigens ist Jolivet wohlhabend, und wird noch einmal reich werden. Er ereifert sich manchmal über Kleinigkeiten; aber ich habe die Erfahrung gemacht, daß man grade in solchen Kleinigkeiten den Grundcharakter eines Menschen am besten kennen lernt.

Ein Meusch kann sich ganz gut bei einer wichtigen Angelegenheit benehmen, denn er weiß, daß man auf ihn achtet; aber bei unbedeutenden Verhältnissen, wird er das Zartgefühl manchmal bei Seite setzen, weil er glaubt, man wird es nicht merken, und deshalb kann man aus den scheinbar geringfügigsten Handlungen das Herz eines Menschen am besten beurtheilen lernen.

Wenn man diese kleinen Untugenden übersieht, ist Jolivet ein guter Junge; nicht hübsch, nicht häßlich, nicht groß nicht klein, fällt er nur durch seine Gefräßigkeit auf.

Man hat ihn lieb, obwohl er weder Geist noch Witz hat, denn er thut, was man will und solche Leute hat man gern.

»Guten Morgen, meine Herrn,« sagt Jolivet, indem er sich die Hände reibt und an den Ofen stellt; »ach, es ist diesen Morgen sehr kalt; das Holz schlägt auf . . . Hast Du schon gefrühstückt, Paul?«

»Ja, warum!«

»Ach, ich fragte nur so.«

»Wolltest Du etwa mit mir frühücken?«

»Nein . . . indeß wenn Du noch nicht gefrühstückt hättest, würde ich vielleicht . . .«

»Soll ich Dir etwas bringen lassen?«

»Ei ja, recht gern, denn ich bin sehr eilig, ich habe noch fünf Gänge zu machen, und werde vielleicht nicht Zeit haben nach Hause zu gehen, um etwas zu mir zu nehmen . . . aber nur eine Kleinigkeit, einen Bissen . . .

Ich rufe meine Bedienung; man bringt den Rest einer Pastete, den Flügel eines Kapauns, Rahm-Käse, Früchte und Wein. Jolivet setzt sich zu Tische mit den Worten: »Das ist viel zu viel . . . Ich bin heut nicht sehr hungrig . . . Wir haben gestern im Cadran-Bleu eine sehr gute Mahlzeit gehalten . . . Sagen Sie einmal, Herr Jenneville, erinnern Sie sich noch an den Lendenbraten mit Trüffeln.«

»Ach, Du warst auch bei dem Diner im Cadran-Bleu, Jolivet?«

»Freilich, Herr Jenneville war so gütig gewesen, mich einzuladen; Dubois war auch dabei.«

»Ich weiß es, ich sah ihn Abends im Theater de la Gaité.«

»Ach, waren Sie dort, meine Herren; was wurde denn gegeben?«

»Ein neues Melodrama.«

»Drum bekam ich keine Contre-Marque zu kaufen.«

»Ich wollte anfänglich Dubois begleiten,« ſagt Jenneville, »aber ein Billetchen, welches ich empfing, änderte meinen Vorſatz.«

»Ein Liebesbrief, wette ich,« ſchreit Jolivet, indem er das Geflügel verſchwinden läßt.

»Ja wohl, meine Herrn, und von einem himmliſchen Weibe. Ach! die verdiente ſchon, daß man ihr ein Opfer brachte. Uebrigens habe ich noch nicht ihre höchſte Gunſt erlangen können, und um die zu gewinnen, darf man ſich, wie Sie wohl fühlen, keine Nachläßigkeit zu Schulden kommen laſſen.«

»Recht ſo,« antwortet Jolivet, »erſt wenn ſie alle unſre Wünſche erfüllt haben, darf man die Weiber vernachläßigen. Wie ſieht ſie denn aus?«

»Sie hat nicht blos ein reizendes Geſicht, auch einen köſtlichen Wuchs, bezaubernde Formen, Grazie in der kleinſten Bewegung, und in ihrem kleinen Finger mehr Geiſt als Andre im Kopfe.«

»Aha,« ſagt Jolivet, »was wir Geſchäfts-

männer baaren Geiſt nennen. Nun, da ich einmal auf den Geſchmack gekommen bin, will ich auch die Paſtete koſten.«

Das Bild, welches mir Jenneville entworfen, ruft mir die Dame in der violetten Hülle in das Gedächtniß, und ich kann einen leiſen Seufzer nicht unterdrücken.

»Sind Sie etwa auch verliebt, Deligny,« fragt Jenneville lächelnd.«

»Nein, aber ich war nahe daran. Geſtern im Theater ſaß ich neben einer ſehr hübſchen Dame, die ein ebenſo feines Benehmen hatte — und ich hätte wohl ihre Bekanntſchaft machen mögen.«

»Hatte ſie ihren Mann oder ihren Anbeter bei ſich?«

»Nein, ſie war allein.«

»Allein, und Sie haben ſie nicht angeredet? Mein Freund, ich erkenne Sie nicht wieder; wer Teufel hielt Sie denn ab?«

»Sie antwortete nur ſehr einſylbig auf das was ich ſprach, und ich bemerkte wohl, daß ihr an der Unterhaltung nichts gelegen war.«

»Bah! das war bloße Liſt, nur um ſeine Leute beſſer zu fangen; eine Frau, welche allein in das Theater geht, will immer nach Hauſe begleitet werden.«

»Ich glaubte, man würde an der Thür auf sie warten, und würde mich auch davon überzeugt haben, hätte mich der verdammte Dübois nicht aufgehalten, so daß ich die Schöne aus dem Gesicht verlor.«

»Trösten Sie sich, Sie werden noch Manche der Art wiederfinden; aber wenn Sie meine neue Geliebte kennten, ich wette, Sie verliebten sich in sie. Ich werde Sie deshalb auch nicht mit ihr bekannt machen, jetzt wenigstens noch nicht; auch gehört sie nicht zu jenen Weibern, die man mit seinen Freunden zusammenladet, im Gegentheil muß man viele Rücksichten beobachten . . . die Wittwe eines Generals — welche die beste Gesellschaft von Paris bei sich sieht.«

»Ist sie reich?« sagt Jolivet, während eines neuen Angriffs auf die Pastete.

»Gewiß . . . und sie wäre noch reicher, hätte sie nicht einige Verluste erlitten; sie ist noch in einen bedeutenden Prozeß wegen eines Landguts in der Normandie verwickelt. Sie ist eine Frau, die Leute von Kredit, Leute von Bedeutung bei sich sieht; ja, wenn sie wollte, wenn sie Intriguen liebte — es würde ihr nur ein Wort kosten, um demjenigen, dem sie wohl will, zu einem Posten zu verhelfen . . . sie hat mir schon ihren Wunsch, mir

nützlich zu werden, zu verstehen gegeben; aber ich mag keinen Posten, das wäre mir unbequem und lästig.«

In dem Augenblicke höre ich Jemanden im Vorzimmer singen; man öffnet ungestüm die Salonthür und Dubois erscheint in unsrer Mitte.

»Da sind ja die Freunde Alle beisammen; allerliebste Gesellschaft, der ich allein nur noch fehlte. Ich wußte wohl, daß ich Jolivet beim Essen finden würde. Guten Morgen Jenneville. Nun Deligny, wie ist Dein Abentheuer mit der Kleinen abgelaufen? Beichte doch.«

»Wie, von einer Kleinen ist die Rede, und Deligny hat uns nichts davon gesagt!« ruft Jenneville; »ei das ist schlecht.«

»Sehr schlecht,« setzt Jolivet hinzu, der eben mit der Pastete fertig ist.

»Meine Herrn,« antworte ich, »ich habe Ihnen deshalb nichts davon erzählt, weil es sich nicht der Mühe lohnt. Es handelt sich um zwei Grisetten, die wir im Theater fanden, und Dubois durchaus nach Hause begleiten wollte; er hat mir eine auf dem Halse gelassen und ist mit der Andern durchgegangen. Ich habe nun jene bis an Ihre Thüre begleitet und ihr Gute Nacht gewünscht — das ist Alles.«

»Nun ja, Deine Geſchichte endigt ſich ſo,« ſagt Dubois; »meine nicht. Ich kam, ſah und ſiegte, wie Pompejus oder Cäſar ſagte. Nun das thut nichts zur Sache; ich habe eine neue Blume in meinen Kranz geflochten.«

»Nun, wenn Du das eine Blume nennſt, ſo machſt Du beſcheidne Anſprüche.«

»Lieber Freund, ſie iſt angenehmer, als Du glaubſt . . . Man kann verborgne Vorzüge haben . . . und ſie iſt von einer Munterkeit . . . Herr Gott, was haben wir gelacht. . .«

»Und die Kleine, die Sie begleiteten, war ſie minder hübſch?« fragt Jolivet, der ſich nun über den Käſe hermacht; »man braucht nur zu viel Geld bei dieſen Griſetten.«

»Da hört man den Geizhals!« ruft Dubois, »ich weiß, wenn der da mit ſeiner Geliebten im Gaſthauſe ſpeiſt, ſo muß ſie gewiß die halbe, wenn nicht gar die ganze Zeche bezahlen.«

»Dubois . . .«

»Ach, Du biſt ein Filz, das iſt bekannt; meine Herrn, ich will Ihnen ein Stückchen von Jolivet erzählen. Neulich kommt er mit einer Dame aus der Vorſtadt St. Antoine zurück, der Regen überraſcht ſie, und da die Dame ſich nicht beſchmutzen will, läßt ſie Jolivet in einen Omnibus ſteigen,

während er in eine Dame blanche ſpringt, um nicht die lumpigten fünf Sous für ſie bezahlen zu dürfen.«

»Meine Herrn, es verhält ſich nicht ſo; ich ſtieg in einen andern Wagen, weil es in dem, welchen die Perſon in deren Geſellſchaft ich war, beſtiegen hatte, keinen Platz mehr gab.«

»Ja wohl gab es noch Platz,« ſchreit Dubois, »ich weiß es von der Dame ſelbſt, die ihrer Erzählung noch hinzufügte, daß ſie ſich's ernſtlich vorgenommen, nie mehr mit Dir ſpazieren zu gehen.«

»Nun, um ſo beſſer; mag ſie bleiben, mir thut es nicht Leid um ſie; ſie hatte immer Durſt, ſie wollte immer zum Kaffee geführt werden . . . Ich kenne nichts Unanſtändigeres als das.«

»Nun lieben Leutchen,« unterbricht ihn Dubois, »da man über den Vergnügungen die Geſchäfte nicht vergeſſen ſoll, beſonders wenn die Fonds niedrig ſtehen, ſo will ich eine Parthie Zukker bei irgend einem halben Großhändler in der Straße Verrerie unterzubringen ſuchen, dann einem Betrüger, für den ich drei Pfund Vanille verkauft habe, in die er, damit ſie mehr in's Gewicht falle, Oel gethan hat, den Kopf waſchen — aber um fünf Uhr bin ich frei und wir ſpeiſen dann zuſammen.«

»Gern,« sagt Jenneville, »ich habe erst um acht Uhr Abends Geschäfte.«

»Und Du bist auch von der Partie, Jolivet?«

»Ja aber — ich weiß nicht recht, ob ich kann — und dann, ihr Herrn, wenn man mit Euch speist, wird man immer zu unsinnigen Ausgaben verleitet.«

»Wir werden heut sehr vernünftig sein . . . hundert Sous auf den Mann, höher nicht . . .«

»Nun ich dächte, das wäre übrig genug; ich denke nur, ich werde keinen Hunger haben.«

»Ganz gewiß nicht, wenn Du so fortfährst zu essen, wie Du seit zwei Stunden thust . . .«

Wirklich hat Jolivet, der nur einen Bissen essen wollte, Geflügel, Pastete und Crême verschwinden lassen und ist jetzt auch mit den Früchten fertig.

»Wahrhaftig ich aß so in Gedanken fort,« sagt Jolivet; »Ihre Gesellschaft hat mir Appetit gemacht, denn ich esse in Gesellschaft immer mehr als sonst; nun wohl, um wieviel Uhr werden Sie speisen?«

»Um halb sechs; wir treffen uns bei den Panorama's und essen bei Champeau.«

»Gut, ich werde kommen; die Früchte stecken mir noch im Halse . . . Deligny, hast Du nicht etwas, um sie hinunter zu schweifen?«

»Willst Du ein Gläschen Kirsch?«

»Ja, ja, Kirschwasser! das hilft zur Verdauung.«

»Der Schlemmer,« ruft Dubois; »er muß ein Gläschen haben! Gieb mir auch eins, Paul, ich brauche wahrhaftig etwas Stärkendes; ein gefühlvoller Mann muß Kottelets und einen Liqueur haben, sonst — kommt er herunter. Adieu, meine Freunde, ich muß nach meinem Farinzucker und Mocca-Kaffee sehen. Um halb sechs bei den Panorama's, ich werde Euch da in einer Mode-Handlung ein Paar Vestalinnen zeigen, deren heiliges Feuer ich ausgelöscht habe.«

Dubois geht, und Jolivet entschließt sich endlich vom Tische aufzustehn, er sieht nach seiner Uhr und ruft: »Mein Gott, schon zwölf Uhr vorbei, und ich hatte eine Bestellung auf eilf Uhr — Herr Jenneville ich dächte ich hätte Ihr Cabriolet unten gesehen?«

»Ja, es wartet auf mich.«

»Wohin nehmen Sie Ihren Weg.«

»Nach der Vorstadt Saint-Germain.«

»Ich habe grade Geschäfte auf der Seine-Straße; wenn Sie mich dorthin bringen wollten?«

»Gern; so kommen Sie; auf baldiges Wiedersehn, Deligny.«

»Auf Wiedersehn, meine Herrn.«

Sie ſind fort und nachdem ich an meinen Vater geſchrieben, gehe ich auch aus, an jenen Blagnard denkend, von dem Jenneville geſagt, daß er in zwei Jahren reich geworden, während ich in ſechs Jahren auf ein Drittheil meines Vermögens herunter gekommen bin. Uebrigens wirthſchaftet dieſer Blagnard nicht, und verſagt ſich nichts. Was doch manche Leute in Geſchäften gewandt ſind! freilich giebt es auch Schufte, die den Strang verdienten und doch in der Welt eine Rolle ſpielen. Ich beneide ſie indeß nicht um eine Gewandtheit, welche ihren Vortheil auf das Verderben des Andern berechnet, welche großen Glanz verbreitet, um Andre zu blenden um ſich auf Koſten von zehn Familien, die man an den Bettelſtab bringt, zu bereichern; jedoch iſt dieſe Weiſe reich zu werden ſehr gewöhnlich.

Der Tauſend! ich mache dieſen Morgen ſehr ernſthafte Betrachtungen; aber wenn man einmal betrogen worden, iſt man unzufrieden, und in dieſer Stimmung bleibt man nicht lange Philoſoph.

Fünftes Kapitel.

Eine Abend-Gesellschaft bei Grisetten. Die Spritzkuchen.

Wenn auch jeder Andre pünktlich bei einem Stelldichein ist, so läßt doch Jolivet immer auf sich warten. Ich war wirklich oft Willens, mich vor dem Diner, zu der kleinen Ninie zu begeben — aber ich habe diese Laune besiegt, obwohl, wenn sie in einem weniger schmutzigen Viertel wohnte, ich wahrscheinlich einen Besuch bei der jungen Fransenmacherin abgelegt haben würde. Wir gehen einige Zeit vor den Panorama's auf und ab; Jennevillе spricht von seiner neuen Liebschaft, und scheint wirklich sehr verliebt zu sein. Wenn man ihn hört, sollte man glauben, er habe noch nie ein so schönes, liebenswürdiges und verführerisches Weib gekannt — aber das kommt uns anfänglich Allen so vor.

Dubois gafft in die Läden, liebäugelt mit den Ladenmädchen und macht uns auf mehrere auf-

merkſam — er iſt unverbeſſerlich. Endlich kommt Jolivet, das Paraplue in der Hand und zieht, indem er an uns herantritt, die Uhr mit den Worten aus der Taſche, »Entſchuldigen Sie, ich kann nichts dafür — meine Uhr geht zu ſpät, oder die Ihre zu früh.«

Dann hängt er ſich Jenneville an den Arm und überhäuft ihn mit Freundſchafts-Bezeugungen, wie er es ſtets mit Perſonen macht, welche Wagen und Pferde haben oder Mittageſſen geben. Wir gehen nach dem Gaſthofe und wollen eben eintreten, als ein junger, ſehr eleganter Mann dort gleichfalls auch aus dem Wagen ſteigt.

»Ah, da iſt Blagnard!« ruft Jenneville.

»Willkommen! mein theurer Jenneville,« entgegnet Blagnard, und macht dann Jedem von uns eine zierliche Verbeugung, indem er ſagt: »Sie wollen ſpeiſen, meine Herrn?«

»Ja, und Du auch,« ſpricht Jenneville.

»Gewiß, aber wenn Sie mir erlauben in Ihrer Geſellſchaft zu ſein, meine Herrn, ſo würde mich das außerordentlich freuen.«

Einen ſolchen Antrag kann man nicht zurückweiſen, beſonders da Jenneville mit Blagnard ſehr vertraut zu ſein ſcheint und Dubois ruft aus: »Je mehr Narren, je mehr Gelächter.«

Wir treten in die großen Säle des Speiſewirths, als Jolivet mir leiſe zuflüſtert: »Wer iſt der Herr, der mit uns ſpeiſen wird?«

»Ich kenne ihn nicht genau, ich weiß nur, daß er großen Aufwand treibt und in kurzer Zeit ſehr reich geworden iſt.«

»Er iſt reich? nun, das iſt nicht übel! gehört ihm das hübſche Cabriolet, welches vor der Thüre hält?«

»Ja.«

Jolivet hat nicht Zeit mich weiter auszufragen, bemüht ſich aber neben Blagnard Platz zu finden.

Blagnard fordert gleich vorweg holländiſche Auſtern, und Sauterne um dieſe hinunterzuſchweifen, dann Beaune erſter Güte, als Tiſchwein. Ich ſehe voraus, daß wenn es ſo fortgeht, unſre Zeche die Summe, die wir anfänglich dafür beſtimmt, um ein Bedeutendes überſteigen wird; aber weder ich noch Jenneville mögen darauf aufmerkſam machen, weil wir erröthen würden, wenn man uns die Furcht, zuviel auszugeben, anſähe. Im Gegentheil, um nicht hinter Jenem zurückzubleiben, benehmen wir uns nun auch wie Kapitaliſten. Die Eitelkeit verführt uns am öfterſten zu Thorheiten, wenn ſie uns auch manchmal zu einer guten Hand-

lung antreibt. Dubois, der niemals rechnet, ſchlürft den Sauterne und Beaune in langen Zügen, ohne daran zu denken, wie es enden wird; aber nicht ganz ſo verhält es ſich mit Jolivet. Dieſer verzieht den Mund, und weiß kaum, ob er trinken ſoll oder nicht; wie aber Blagnard gar noch Schnecken mit Trüffeln und gebratne Faſanen beſtellt, greift er nach der Speiſekarte und ruft: »Einen Augenblick noch, meine Herrn — erſt wollen wir doch nach dem Preiſe ſehen! Sie treiben's zu weit, zu weit.«

»Pfui! . . Wer wird nach dem Preiſe fragen?« ſagt Blagnard; »was kümmert uns der, wir bezahlen und damit abgemacht.«

»Gewiß,« fährt Dubois fort, »man bezahlt, das iſt Alles . . . aber wenn Jolivet einmal im Gaſthauſe ißt, ſo ſieht er auf der Speiſetafel nicht nach dem Namen der Gerichte, ſondern nach den Sachen, die am wohlfeilſten ſind, und die beſtellt er.«

»Ich beſtelle nach meinem Belieben,« erwiedert Jolivet; »aber ich dächte meine Herrn, wir beſtellten lieber Pöckelfleiſch mit Kohl . . .«

Ein allgemeines Mißfallen giebt ſich bei dem Vorſchlage Jolivet's kund, der hierauf die Karte verdrießlich auf die Knie legt und ohne ein Wort weiter zu verlieren, fortißt.

»Könnten Sie mit Ihrem Stuhle nicht ein wenig zurückrücken,« sagt Dubois zu einem Herrn mit rothen Haaren, welcher hinter uns an einem Tische sitzt, und dessen Stuhl den Stuhl Dubois berührt. Der Herr antwortet nicht, seine ganze Aufmerksamkeit schien von einem Roast-Beef, das er vor sich hatte, in Anspruch genommen zu werden.

»Mein Herr, ich bitte ein wenig zu rücken,« wiederholt Dubois so laut, daß er die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zieht.

Der Mann im rothen Haar dreht sich mit dem ganzen Körper um und antwortet mit dem Pflegma und Accent eines Engländers: »Danke sehr — Sie mich gar nicht belästigen.«

»Das ist ein English Mann,« sagt Dubois; »ich hätte es gleich aus der Art, wie er sein Roast-Beef betrachtet, schließen können.«

»Lasse den Engländer in Ruhe und vermeide jeden Auftritt,« sage ich zu Dubois.

»Es handelt sich ja nicht darum, aber ich will bequemer sitzen . . . und er lehnt den Stuhl an den meinigen.«

»Nun so rücke an den Tisch.«

»Das mag ich nicht, ich bin nicht gewohnt nachzugeben; ich werde mich wohl nicht eines Engländers wegen geniren?«

Es vergeht einige Zeit, ohne daß Dubois wieder etwas sagt, und er begnügt sich damit von Zeit zu Zeit seinen Nachbar über die Achsel anzusehen, indeß dieser ohne darauf zu achten, im Essen und Trinken fortfährt.

Wir sind über dem Nachtisch her. »Wollen wir einen Eierkuchen bestellen?« sagt Jolivet, der nach und nach aufgethaut ist.

Blagnard platzt in lautes Lachen aus und ruft: »Einen Eierkuchen! pfui, das ist doch zu klassisch! so etwas wollen wir Grisetten und Ladendienern überlassen. Gelee's, Gallerte, das ginge noch eher. Aber vor allen Dingen Champagner; ein Mann comme il faut darf ein Mittagsmahl nicht ohne Champagner beschließen.«

Der Champagner wird bestellt; Jolivet wagt keinen Widerspruch, sondern trinkt nach Leibeskräften gleich uns.

Während Jenneville den Wein hinunterstürzt, spricht er nur von seiner Schönen, und wir hören, daß sie Herminie heißt; denn der Name entschlüpft ihm mehrmals, wenn er sein Glas an die Lippen setzt. Blagnard bezeugt mir viel Aufmerksamkeit und bietet mir öfters seine Dienste an, indem er versichert, daß er sich glücklich schätzen würde, meine Bekanntschaft fortsetzen zu können.

Möglich, ich will es gern glauben, beim Nachtiſch glaubt man überhaupt Alles. Jolivet ſpricht gar nicht; aber er greift immerfort in ſeinen Taſchen herum, wahrſcheinlich um ſein Geld zu zählen; Dubois aber wendet ſich, da der Engländer grade in dem Augenblicke, wo jener ſein Glas an die Lippen ſetzt, den Stuhl rückt, um und ſchreit dieſem in die Ohren: »Hören Sie, ich habe Sie ſchon einmal gebeten zu rücken, mein Herr John Bull, Sie ſind mir im Wege, ich kann ihrethalben nicht trinken, God dem!«

Bei dem God dem läßt der Engländer ſein Plumb-Pudding im Stich, dreht ſich um und ſagt, indem er Dubois feſt anſieht: »Was mich heißen?«

»Rücken Sie.«

»Was mich heißen?«

»Ach, davon iſt nicht die Rede, ich ſage, daß Sie mich geniren ... Wenn Sie damit nicht zufrieden ſind, ſo greifen Sie nach dem Zahnſtocher.«

Der Engländer wird roth wie ein Truthahn, und da ich ſehe, daß er heftig werden will, verſuche ich es ihm begreiflich zu machen, daß mein Freund weiter nichts wünſche, als ein wenig Platz, aber der Rothkopf glaubt ſich beleidigt, klopft Dubois, der ſich eben Champagner eingießt, auf die

Schulter und ſagt ihm: »Wenn wollen gleich kommen mit mir, ich wäre bereit.«

»Jetzt gleich . . . und wozu Milord? um uns mit Fauſtſchlägen zu traktiren, nicht wahr? Ich bin kein Laſtträger, müſſen Sie wiſſen. Prügeln Sie ſich mit den Eckenſtehern herum, wenn Ihnen das Vergnügen macht. Mein Vergnügen iſt es nicht.«

Ich weiß nicht ob der Engländer Dubois Antwort verſtanden hat, aber nachdem er noch einige Minuten gewartet hat, ruft der Rothkopf, da er ſieht, das jener nicht von Tiſche aufſteht, den Garçon, bezahlt ſeine Zeche und entfernt ſich wüthend mit den Worten: »Ich mich niemals reſtaurire mit dieſer Reſtauration.«

Dübois, dem die Entfernung ſeines Gegners durchaus nicht ungelegen iſt, ſchlägt ſein Glas auf den Tiſch auf und ruft: »Sehen Sie, wie ſich der Leoparde, den Schweif zwiſchen den Beinen, davon macht. Ich denke, ich habe mir kein Blatt vor den Mund genommen, nicht?«

Wir erwiedern nichts auf dieſe Grosſprecherei und verlangen, da der Champagner alle iſt, die Rechnung. Der Garçon bringt ſie, Blagnard bemächtigt ſich ihrer, bezahlt und will dann gehen. »Einen Augenblick noch,« rufe ich ihm zu,

»so geht es nicht, wieviel hat Jeder von uns zu zahlen.«

»Ei meine Herrn, wir werden das ein andermal ausgleichen.«

»Nein, ein altes Sprüchwort sagt: Borgen macht Sorgen, und ich habe immer die Wahrheit dieses Satzes bestätigt gefunden. Ich bitte um die Rechnung, oder ich werde böse.«

Blagnard giebt nach und überreicht mir die Rechnung, welche sich auf hundert fünfundsechszig Franken beläuft.

Das ist genug für Fünfe; da kommen dreiunddreißig Franks auf den Mann. Ich bezahle und Jenneville und Dubois desgleichen, dagegen kann Jolivet nicht fertig werden in allen Taschen herumzusuchen, und einige dicke Sousstücke zwischen den Fingern herumzudrehen, so daß wir Alle aufstehen, um uns Kaffee geben zu lassen, bevor er mit Abzählen der Summe, die er Blagnard schuldet, zu Stande gekommen. Wir gehen nach dem Palais-Royal; aber als wir in das Kaffeehaus eintreten wollen, sieht Jolivet nach der Uhr und verläßt uns, indem er vorgiebt eine Bestellung zu haben, wahrscheinlich aber nur, weil er fürchtet, daß man beim Bezahlen des Kaffee's seiner Speiseschuld sich erinnern möchte.

Das Kaffeehaus, in das wir eintreten, ist überfüllt mit alten Stammgästen, welche politisiren und die Journale kommentiren. Aber das Gespräch wird mit größter Ruhe geführt, Niemand wird heftig dabei, man hätte können eine Maus laufen hören; unser Eintritt ändert die Scene. Da wir viel getrunken haben, machen wir viel Lärmen, ohne es zu merken; wir lachen, sprechen laut und glauben uns sehr liebenswürdig, während wir jenen guten Leuten gewiß sehr zur Last fielen; aber wenn die Menschen bei ruhigem Zustande sich selbst nicht kennen, wie sollten sie es, wenn sie gar nicht mehr recht bei sich sind. Glücklicherweise muß Jenneville zu seiner Schönen und Blagnard hat auch eine Zusammenkunft, sonst hätte unser Besuch im Kaffeehause vielleicht unangenehme Folgen nach sich ziehen können, denn Dubois hat schon zweimal den Hut eines alten Stammgastes auf die Erde geworfen und ich lese in dessen Augen, daß er es sich zum drittenmale nicht so ruhig mit ansehen würde.

Jenneville und Blagnard haben uns verlassen, ich bleibe noch mit Dubois in den Galerieen des Palais-Royal's und wir sind zu aufgeregt, um nicht zu wünschen, den Tag auf eine lustige Weise zu beschließen.

»Was Teufel fangen wir nun an,« sage ich zu Dubois; »ich bin nicht dazu aufgelegt, mich im Theater herumzudrücken . . . ich, selbst auch kaum auf einer und derselben Stelle aushalten . . . . . in Gesellschaft gehen — da kann man sich nicht auslachen und wir haben zuviel Unsinn gesprochen, als daß ich mich jetzt an den Spieltisch setzen könnte.«

Dubois schlägt sich vor die Stirn und macht einen Luftsprung, indem er ausruft: »Freund, bald hätt' ich's vergessen, ich hab's, gut, daß mir's einfällt. Die armen Kinder, wir werden den Abend köstlich verleben; Tollheiten schwatzen, vielleicht auch begehen; ganz nach Belieben. Finis coronat . . . 's ist merkwürdig, wenn ich irgend einen Spruch citiren will, bringe ich ihn immer nur bis zur Hälfte heraus —«

»Nun so sage mir nur ohne Citat, was wir machen wollen.«

»Was wir machen wollen, Freundchen? ach und die liebe, zarte, verführerische Charlotte wartet auf mich mit Splitterkuchen, und ich dachte nicht daran.«

»Splitterkuchen?«

»Ja, ja, Splitterkuchen; haben wir nicht jetzt Fastnacht, diese lustige Jahreszeit, in welcher die Splitterkuchen und arme Ritter eine so große Rolle spielen. Als ich mich diesen Morgen von Charlotten

trennte, denn ich verließ sie erst heut Morgen, sagte sie: Lieber Freund, heut Abend werden ein Paar Freundinnen bei mir sein, wir wollen Splitterkuchen machen, weil wir die am liebsten essen und es wäre hübsch von Ihnen, wenn Sie Kastanien mitbrächten . . . Nun, Splitterkuchen und Kastanien, das sind leicht verdauliche Sachen; ich nahm es an. Es ist jetzt acht Uhr vorbei; gehen wir zu Charlotten . . . es leben die Grisetten!«

Zu jeder andern Zeit hätte ich mir es vorher wohl überlegt, ehe ich Dubois begleitet hätte, aber unser Diner hat mich aufgeheitert, und der Gedanke, den Abend mit Grisetten zu verleben, erschien mir jetzt sehr verführerisch.

»Nun so gehen wir zu Charlotten,« sage ich zu Dubois; »aber wird sie es gern sehen, daß Du Jemanden mitbringst?«

»Ei, was Du sagst; darf die Liebe jemals der Freundschaft im Wege sein; und wenn ich fünf oder sechs Freunde mitbrächte, so würde sie es noch lieber sehen, weil sie, wie gesagt, mehrere Freundinnen bei sich hat. Wir werden neue Gesichter sehen, vielleicht eine neue Liebschaft anknüpfen — man kann nicht wissen.«

»Nun wenigstens sei so gut, mich nur bei meinem Taufnamen vor jenen Mädchen zu rufen; ich

mag nicht, daß Alle meinen Familien-Namen kennen.«

»Sei ruhig, das verſteht ſich von ſelbſt; ſchon geſtern oder heut Morgen ſagte ich Charlotten, da ich mit ihr über Dich ſprach, daß Du nur Paul heißeſt, und daß es nur ein Faſtnachtsſcherz geweſen, wenn ich Dich Deligny genannt. Ich kann freilich mein Inkognito nicht bewahren, denn ich bin zu bekannt bei allen hübſchen Pariſer Mädchen.«

»Wird wohl Ninie bei Charlotten ſein?«

»Wahrſcheinlich.«

»Es wäre mir lieb, ſie wiederzuſehen. Sie wird böſe thun.«

»Du wirſt ihr einen Splitterkuchen reichen und ſie iſt wieder gut.«

»Du ſprichſt von Splitterkuchen und wir ſtehen erſt von Tiſche auf.«

»Ei die werden uns zur Verdauung helfen.«

So ſprechend, eilten wir mit großen Schritten vorwärts, längs der Straße Saint-Honoré bis zur Halle und kamen dann in die Straße aux Fers. Dubois bleibt vor einer Hausthür ſtehen und öffnet ſie durch den Druck eines geheimen Riegels, den man ihm bereits gezeigt hat, und wir treten in einen Gang, wo es ſo finſter iſt wie in einem Schornſteine.

»Wir werden hier den Hals brechen,« ſage ich zu Dubois.

»Du haſt Recht,« antwortet er; »beſonders da meine Dulcinea unterm Dache wohnt — wir haben nicht die mindeſte Erleuchtung, aber warte nur.«

Dubois kehrt im Gange um und läßt mich allein. Wo iſt er hin, was will er machen! Ich werde jedoch nicht lange meinen Gedanken überlaſſen, denn Dubois kehrt bald mit einer brennenden Laterne in der Hand zurück.

»Jetzt werden wir unſern Weg beſſer finden,« ſagt er, »ich habe immer eine ſolche Laterne in der Taſche . . . wenn man gewöhnt iſt, des Abends zu Griſetten zu ſchleichen, ſo iſt das ein unumgänglich nöthiges Meubel — man zündet ſie im Laden des Nachbars an und ſteigt die Treppe hinauf mit dem Anſehn, als kehrte man in ſeine Wohnung zurück.«

Wir ſteigen eine elende Treppe hinauf und hören ſchon auf der dritten Stiege lautes Gelächter.

»Hörſt Du die kleinen Schelme? Wie es ſcheint ſind ſie ſchon beiſammen,« ſagt Dubois.

»Iſt es denn hier?«

»Nein, noch zwei Stiegen höher . . . ich erkenne Charlottens Stimme . . . ſie macht gewiß Teig ein, denn das Mädchen verſteht ſich auf Alles.«

Wir kommen nach dem fünften Stock und der Lärm, den man bei Charlotten macht, würde uns den Weg zu ihrer Thüre zeigen, wenn ihn Dubois auch noch nicht gekannt hätte.

Wir klopfen an, man öffnet; Charlotte stößt ein Freudengeschrei aus, als sie uns erblickt und ruft: »Ach, da ist er! das ist hübsch. Die Mädchen behaupteten: Dein Herr wird nicht kommen, und ich wettete, daß Sie doch kommen würden.«

»Und wie Sie sehen, meine Damen, bringe ich Ihnen auch noch einen Freund mit; er besorgte unbescheiden zu sein, aber ich benahm ihm allen Zweifel.«

»Ach, denken Sie denn, daß wir soviel Ceremonien machen? Uebrigens ist es ja Herr Paul, der gestern Abend mit uns war, ich erkannte ihn gleich, treten Sie doch ein, meine Herrn.«

Wir treten in eine ziemlich große Stube, wo man über zu viel Meubles nicht klagen darf; ein Bett ohne Vorhänge, ein alter Schub, sechs Stühle, worunter zwei zerbrochene — das ist Alles in Allem.

Eine halbgeöffnete Thür im Hintergrunde zeigt noch eine zweite Stube, deren Inneres ich aber noch nicht unterscheiden kann, da ich mir in diesem Augenblicke die Gesellschaft betrachte. Diese besteht außer Charlotten aus drei Mädchen; die eine Na-

mens Aimée, groß und mager, hat so spitze Nase und Ellbogen, daß man sich bei einer zufälligen Berührung zu stechen fürchten muß; die andre, fast ebenso groß, ist wenigstens verhältnißmäßig beleibt, ihr Gesicht glatt und frisch, aber ihre Arme und Hände sind übermäßig stark. Wie Carlotte sagt, ist sie noch nicht sechszehn Jahr alt und heißt Manette . . . sie gäbe einen tüchtigen Grenadier ab. Die Dritte endlich, ist eine kleine Person von achtzehn Jahren, die ziemlich hübsch und sehr lachlustig ist und nicht einen Augenblick auf einem und demselben Platze bleiben kann. Sie heißt Laura.

Ninie ist aber nicht unter ihnen, und das verdrießt mich. So sind wir nun! Diesen Morgen beschloß ich, sie nicht wiederzusehen und am Abende bin ich ärgerlich darüber, daß sie nicht bei mir ist; aber freilich, von Morgen bis zum Abend, besonders wenn wir inzwischen Champagner getrunken haben, geht eine große Veränderung in unsern Ansichten vor.

»Wo sind denn die Kastanien, die Sie mitbringen sollten?« sagt Charlotte zu Dubois.

»Ach liebenswürdige Schäferin, die haben wir vergessen! . . . aber könnte man das nicht durch etwas Geistigeres ersetzen? Splitterkuchen und Kastanien, das ist doch gar zu trocken. Was wollen Sie denn trinken auf die Kuchen?«

»Wir wollten Aepfelwein trinken, aber die Obsthändlerin iſt ſchon weg.«

»Nun gut, meine Schönen, wir bieten Ihnen weißen Wein an, der wird beſſer thun als Ihr Aepfelwein; nicht wahr?«

»Ganz gewiß!«

»Aber,« ſagt lachend die kleine Laura; »wir werden uns an dem weißen Weine betrinken . . . wenn ich einen Fingerhut Wein getrunken habe, kann man mit mir machen, was man will.«

»Nun, um ſo beſſer,« ſagt Charlotte; »ſo wollen wir Laura trunken machen.«

»Ich mag mich aber nicht betrinken,« ſagt die große Aimée; »denn mir wird nachher immer übel und ich muß Alles wieder von mir geben, was ich zu mir genommen.«

»Nun, dann werden wir uns hüten, Sie trunken zu machen.«

»Aber lieben Kinder, wer iſt denn ſo gefällig, die Flüſſigkeiten zu holen?«

»Manette geh' Du — Du biſt auch ein gutes Herz.«

»Ja, ia, ich muß immer euer Schicketanz ſein.«

»Aber wir müſſen auch Eier und Mehl haben.«

»Wie, der Teig iſt noch nicht eingemacht?« ſchreit Dubois.

»Nein, wir warten auf Sie.«

»Nun gut, ſo nehme ich das über mich und Sie ſollen mein Talent bewundern! wenn es ein Klümpchen im Mehle hat, ſollen Sie mich eine Schlafmütze heißen.«

Die große Manette geht mit einer Salatſchüſſel und leeren Flaſche fort, und während ihr Laura leuchtet, ſage ich zu Charlotten: »Wird denn Ninie nicht kommen?«

»Ich denke doch, ich hab's ihr ja geſagt . . . weiß ſie nicht, daß ſie hier ſind?«

»Wie könnte ſie das wiſſen? ich habe ſie ſeit geſtern Abend nicht wieder geſehen und konnte wahrhaftig nicht wiſſen, was ich heute Abend beginnen würde.«

»Nun ſie wird ſchon kommen, wenn ſie mit ihrer Arbeit fertig iſt; halt, ich glaube ſie auf der Treppe zu hören . . . ach, verſtecken Sie ſich doch, wir wollen ſie überraſchen.«

»Ja, ja, wir wollen ſie überraſchen,« rufen die Mädchen einſtimmig.

»Meinethalben, aber wohin?«

»In die andre Stube,« ſagt Charlotte, indem ſie mich dahineinſtößt; »wir werden ihr vorreden, daß ihr Adolph zurückgekehrt ſei.«

Man läßt mich in die Hinterſtube treten, ſchließt

die Thür hinter mir zu und ich bleibe in völliger Finsterniß. Ich suche mich zu orientiren, ich tappe hier und da, um zu sehen, ob ich mich nicht setzen könnte, bis der Augenblick der Ueberraschung gekommen wäre, und während ich mit meiner linken Hand erst den Ofen fasse, greife ich mit meiner Rechten in einen Klumpen Schweineschmalz; ich ziehe sie so gut ich kann heraus, und indem ich fortfahre herumzutappen, stoße ich mitten in der Stube an die Lehne eines Stuhls.

Das wollt' ich, sage ich zu mir; so kann ich mit mehr Gemächlichkeit warten. Ich nehme die Rockschöße auseinander und laß mich auf den Stuhl nieder, da zerbricht etwas unter mir und ich fühle mich zugleicher Zeit bespritzt und ziemlich stark verwundet. Ich stoße einen Schrei aus, man öffnet die Thür, der Augenblick der Ueberraschung war gekommen; Dubois sammt den Mädchen treten mit Licht herein und finden mich auf den Trümmern eines Nachtgeschirrs, das ich beim Niedersetzen in Stücke zerbrochen habe und dessen Inhalt nun den Fußboden überschwemmt.

Im ersten Augenblick kann man der Lust über meine Lage zu lachen, nicht widerstehen, aber als man bemerkt, daß ich Gesichter schneide, verwundet

ſei, beeilt man ſich, anſtatt zu lachen, mir beizuſtehen und aufzuhelfen.

»Mein Gott, wie dumm, daß wir darauf vergeſſen hatten,« ſagt Charlotte; »meine Freundinnen ſind Schuld daran . . . ſie behaupteten, daß es ſo bequemer wäre . . .«

»Wie, iſt es der Herr?« ſagt Ninie mit leichtem Erröthen, »und Sie ſprachen von Adolph? da haben Sie mir wieder einen hübſchen Poſſen geſpielt.«

»Biſt Du verwundet?« fragt Dubois.

»Gewiß nicht ernſtlich . . . indeß etwas doch.«

»Wir wollen es unterſuchen, Du Aermſter! nun meine Damen, welche will das Licht halten? welche von Ihnen giebt ſich dazu her? In einem ſolchen Falle muß die Schamhaftigkeit der Nächſtenliebe weichen.«

Die Mädchen verziehen Alle ein wenig den Mund, damit man glauben ſollte, als ſchämten ſie ſich, nur die große Aimée tritt mit den Worten hervor: »Ich will halten, was zu halten iſt; wenn es ſich um eine Verwundung handelt, darf man nicht kindiſch thun.«

Man giebt ihr das Licht und die andern kehren in die Vorderſtube zurück. Dubois unterſucht hierauf meine Verwundung, da ich ſie ſelbſt nicht

ſehen kann, und Aimée leuchtet dazu mit einer Kaltblütigkeit, die ſelbſt einer Spartanerin Ehre gemacht haben würde.

Glücklicherweiſe hat dieſer Zufall, der ernſte Folgen haben konnte, mir nur einen kleinen Schnitt beigebracht. Dubois fordert Leinewand-Fetzen um mich zu bepflaſtern; Charlotte macht die Thüre halb auf und reicht ihm eine alte Jacke und zwei ausgebogte Streifen.

Nachdem er das Blut mit jenen Streifen, womit man ein Kleid hatte aufputzen wollen, abgewiſcht, zerreißt Dubois ohne Erbarmen die Jacke, legt einen Theil davon auf meine Wunde und da die Männer nicht gut mit Stecknadeln umzugehen wiſſen, befeſtigt Demoiſelle Aimée das Alles ſelbſt, worauf ich, nach Vollendung der Operation mich wieder ankleide und ein wenig hinkend zur Geſellſchaft zurückkehre.

Die lieben Kinder fragen mich, ob es ernſthaft wäre, worauf ich ſie beruhige.

»Nein, die Wunde wird keine Spuren zurücklaſſen,« ſagt die große Aimée; »und das iſt ein Glück, denn ein wenig tiefer —«

»Nun, das ſoll uns eine Lehre ſein,« ſagt Laura.

In dieſem Augenblicke kehrt Manette mit

Vorräthen zurück und Dubois ruft: »Vergeſſen wir den Vorfall; Paul iſt mit einer Kleinigkeit davon gekommen, die ihn intereſſanter macht, wenn er geht, und die Damen werden ein ſolch nothwendiges Meubel nicht mehr mitten in die Stube ſtellen, denken wir jetzt nur an unſer Vergnügen! Ich werde den Teig einmachen.«

Dubois zieht ſeinen Rock aus, ſtreift ſich die Aermel herauf und bindet ſich den Ueberreſt der Nachtjacke vor. Obwohl noch ein wenig hinkend, will ich ihm helfen, aber Charlotte hatte weder einen Tiſch, noch ein Gefäß, welches groß genug wäre, um den Teig aufzunehmen, noch eine große Kelle um ihn in die Pfanne zu ſchütten. Jeder ſetzt ſich nun in Marſch um das Fehlende herbei zu ſchaffen und während Dubois den Schub mitten in die Stube zieht, um ihn als Tiſch zu benutzen, holen Manette und Charlotte bei den Nachbaren Teller und Gläſer.

Laura zündet Feuer im Kamin an, die große Aimée macht die Pfanne rein und Ninie putzt einige ſchlechte eiſerne Gabeln. Ich ſuche einen Mörſer oder wenigſtens einen Hammer, um den Zucker damit zu zerklopfen, womit man die Splitterkuchen beſtreuen will, öffne ohne Weitres die Schränke und finde in einem einen alten Waſ-

ſerkrug, einige abgetragne Schuhe und einen Leuchter, in dem andern Lumpen, ein noch ziemlich gutes Barege Halstuch und eine Flaſche mit engliſcher Wichſe, endlich zeigt ſich ein Biegeleiſen meinen Blicken, deſſen ich mich auch ſogleich bemächtige, um damit den Zucker zu zerſtampfen.

Bald kommt auch Charlotte mit einem ungeheuren Tablette und einem Punſchnapf zurück; in jenes wird man den Teig thun und ihn dann in den Napf umſchütten.

Manette bringt einen Senfnapf, um den Zucker hineinzuthun und zwei Gläſer, wovon eines ein Henkelglas, welche mit dem, was Charlotte beſitzt, für die Geſellſchaft ausreichen können, da man, wenn man unter ſich iſt, wohl mit einem Zweiten aus demſelben Glaſe trinken kann. Die Patriarchen ſchliefen ja in der alten Zeit mit ihrem Gaſte in einem Bett, da kann man wohl mit einer Griſette aus einem Glaſe trinken.

Endlich hat man beinahe Alles, was man braucht, und bei jedem neuen Geräth, welches man auf den Schub ſetzt, erſchallt ein neues Gelächter. So hat auch die Armuth eine ſpaßhafte Seite, und wenn es bei dieſem Feſte an nichts gefehlt, wenn Charlotte alles Nöthige gehabt hätte, ſo hätten wir weit weniger gelacht.

Der Tiſch ſammt allem Geräth giebt den Griſetten keinen Stoff zu boshaften Bemerkungen; ſie ſind Philoſophinnen, die über dem augenblicklichen Vergnügen, den vergangenen und künftigen Tag vergeſſen.

Dubois hat ſein Schnupftuch um den Kopf gebunden, um ſich noch mehr das Anſehn eines Sudelwirths zu geben, und während er unter lautem Beifall der Mädchen, Eier ſchlägt und das Mehl umrührt, habe ich mich zu Ninie geſetzt, die mich ein wenig ſchmollend anſieht, und nicht zu mir ſpricht. Wie, kein Vorwurf darüber, daß ich ſie nicht beſucht habe! Der kleine Schelm hat bereits den Takt einer ausgelernten Kokette; hätte ſie mir ihr Mißfallen über mein Ausbleiben bezeigt, ſo hätte ich mich obenhin entſchuldigt, da ſie aber kein Wort darüber verliert, muß ich von ſelbſt anfangen, mich zu rechtfertigen.

»Waren Sie dieſen Morgen aus, mein Fräulein.«

»Nein, mein Herr.«

»Ich hätte Sie gern beſucht — aber Geſchäfte..«

»Ach Sie haben Recht daran gethan, ſich nicht zu inkommodiren, mein Herr; freilich, wenn ich eine große Dame wäre —«

»Sie glauben alſo, daß mir eine große Dame beſſer gefallen würde, als Sie?«

»Und habe ich hierin nicht Recht?«

Ich weiß nicht, was ich hierauf erwidern soll, aber in jenem Augenblicke schien mir Ninie liebenswürdiger als manche unsrer großen Damen zu sein, ja ich finde sie sogar hübscher als gestern, obwohl sie weniger geputzt ist. Sie hat eine einfache Haube auf, ein zerdrücktes Kleid, eine kattune Schürze an, aber das giebt ihr ein ehrbareres Ansehn, als jene Fetzen, womit sie sich gestern herausstaffirt hatte.

Ich nahm sie lächelnd bei der Hand, und da sie mir dieselbe läßt, spiele ich damit. Die Hand ist weiß und voll, obwohl ein wenig rauch. Ich sehe an Ninie herauf, sie bemüht sich vergeblich böse zu thun, und ich denke, wir werden bald Frieden mit einander gemacht haben.

In diesem Augenblicke zieht ein großes Gelächter meine Aufmerksamkeit ab; der alte wurmstichige Schub hat das Gewicht des mit Eiern, Mehl und Milch bedeckten Tablets, welches Dubois peitscht, nicht tragen können, die Decke ist gebrochen und der Teig in die erste Schublade gefallen.

»Donnerwetter,« sagt Dubois, »ich glaube meine Engel, bei Euch ist Alles wackelig. Da sind mir wenigstens sechs Splitterkuchen verdorben.«

»Das ist wirklich verdrießlich,« meint Manette.

Man rafft den Teig so gut man kann, in den Punschnapf, thut Wasser dazu um das Deficit zu decken, und um ihn schmackhaft zu machen, sucht Dubois in seinen Rocktaschen nach einem Stückchen Vanille, welches er, der Gesellschaft opfernd, in den Teig thut.

Das Feuer brennt und Dubois will die Ehre haben den ersten Kuchen zu Stande zu bringen; man giebt ihm die Pfanne in die Hand, das Schmalz wird ihm von der lebhaften Laura gereicht, und Ninie stürzt den Teig um. Während Dubois backt, gießt Charlotte Wein in die drei Gläser und Aimée sucht in allen Winkeln nach ein wenig Salz, welches sie als Gewürz für die Kuchen, dem Zucker vorzieht.

Jetzt ist der Augenblick da, wo der, welcher die Pfanne hält, sein Talent zeigen kann; der Teig raucht, alles zeigt an, daß der Kuchen auf einer Seite gar ist und umgedreht werden muß; Dubois, seiner Sache gewiß, hört nicht auf Charlottens Rath, die Pfanne vom Feuer wegzuziehn und die Kuchen in der Stube umzudrehen, sondern mit der Zuversicht eines alten Kochs, schnalzt er den Kuchen in die Höhe — dieser verschwindet im Kamin, und als er in die Pfanne zurückfällt, ist er so mit Ruß bedeckt; daß er kaum zum Wieder-

erkennen ist. Das Gelächter beginnt von Neuem, Dubois giebt die Pfanne weg, um zu trinken und die dicke Manette tritt für ihn ein, indem sie sagt: »Sie sollen sehen, wie ich das Umwenden kann.«

Man erwartet den entscheidenden Augenblick mit Ungeduld; Manette zieht die Pfanne in die Stube zurück, und mit einem kräftigen Rucke des Arms wirft sie den Kuchen der großen Aimée in's Gesicht. Die schreit laut auf; man bemüht sich ihr die Maske vom Gesicht abzukratzen, ohne sich des Lachens bei ihren Grimaçen enthalten zu können, läßt ihr jedoch zum Troste den ganzen Kuchen, den ohnehin Niemand mag.

»Auf die Art,« sagt Charlotte, »kommen wir zu keinem Kuchen. Es ist aber doch Schade; Splitterkuchen mit Vanille müssen gut schmecken. Aimée, schmeckt er gut?«

»Er hat einen eignen Geschmack.«

»Ach! Du streust Salz darauf? nun das mag wohl die Vanille nicht ersetzen.«

»Geben Sie mir die Pfanne,« sagt Laura; »ich sehe wohl, ich muß Ihnen zeigen, wie man damit umgeht.«

Laura faßt in der That den Stiel mit einer besondern Anmuth, und als der Augenblick des Um-

drehens kommt, läßt sie den Teig springen und fängt ihn unter allgemeinem Bravoruf mit großer Geschicklichkeit wieder auf. Laura, die gern ihren Triumpf weiter verfolgt, macht noch mehrere Kuchen, und Dubois bewundert jedesmal ihre Kunst im Umdrehen, wodurch Charlotte ungeduldig wird und ihn mit den Worten anstößt: »Mein Gott, warum sehen Sie denn so auf das Umdrehen, setzen Sie sich doch lieber bald selbst in die Pfanne um ihr Talent besser beurtheilen zu können.«

Dabei tritt Charlotte in Laura's Stelle, aber so oft sie den Kuchen umdreht verschüttet sie immer die Hälfte davon, wobei sich dann die kleine Laura auf die Lippen beißt und spöttisch lächelt; denn die Weiber würden über ihre beste Freundin spotten, wenn ihre Eitelkeit in's Spiel kommt. Ninie sagt, daß sie gern Splitterkuchen äße, aber sie nicht zu machen verstehe; mit mir ist es derselbe Fall.

Indeß wird ein Haufe herumgegeben und man benetzt sie mit jenem weißen Weine, der nur zu Austern passend, den Mädchen, die nichts daran auszusetzen finden, doch sehr gut schmeckt. Ich trinke mit Ninie aus einem Glase, Dubois mit Charlotte aus dem andern und die Uebrigen Jede aus

ihrem eignen. Um die Gesellschaft zu erheitern, singt Dubois Gaudriolen, denn in jenem Augenblicke hätte eine Romanze wenig gefallen; nach Dubois kommt die Reihe des Singens an mich, dann singt jede von den Mädchen ihr Liedchen; wobei wieder die schelmische Laura den Sieg behält, da Ninie beinahe gar keine Stimme, die dicke Manette einen förmlichen Baß hat, die große Aimée durch die Nase singt und Charlotte keinen Ton trifft.

Bei dem Singen vergißt man das Schlingen nicht; Eine hat immer den Stiel der Pfanne in der Hand. Grisetten haben immer Appetit, sie wissen nichts von der Manier, sich zu stellen, als habe man einen sehr zärtlichen Magen; sie überstopfen sich mit Kuchen. Dubois schenkt ihnen fortwährend ein, und der weiße Wein thut auch bald seine Wirkung. Bald wollen alle sprechen, und da keine warten kann, bis die andre schweigt, sprechen sie Alle auf einmal; sie singen, schreien, hüpfen, man verstellt sich nicht mehr, aber man lacht bestomehr.

Dubois schlägt einen Contre-Tanz vor; und da wir kein Instrument haben, soll Einer von uns singen. Manette versteht sich dazu, das Orchester zu machen und begleitet sich mit der Ofengabel, mit der sie an die Pfanne schlägt, was nach Char-

lottens Meinung wie türkiſche Muſik klingt. Da wir nur zwei Herrn, aber vier Damen ſind, ſo ſollen wir Jeder nach Dubois Vorſchlag zwei Damen nehmen und nur la Pastourelle aufführen.

Wir tanzen ſchon zehn Minuten dieſe Figur, indeß Manette mit der Feuerzange an die Pfanne ſchlägt und vergeſſen uns ſo ſehr beim Tanze, daß das Haus erzittert, als wir plötzlich an die Dielen klopfen hören.

»Aha, unſer alter Nachbar, Herr Fouyoux,« ſagt Charlotte; »halt er beſchimpft uns, ſollen wir etwa aufhören zu tanzen, damit er ſchlafen könne? Nein, nur um ſo mehr wollen wir tanzen, das wird ihm ſchon ſein Klopfen abgewöhnen.«

Charlotte braucht uns nicht erſt zum Lärmen aufzufordern; man klopft wieder, und wir machen Kapriolen, daß wir hätten mit dem Fußboden einbrechen mögen. Unten wird es ruhig und Charlotte denkt, der Nachbar habe den klügſten Theil erwählt, als man auf einmal heftig an die Thüre pocht.

»Wie, er wagt es zu mir zu kommen,« ſagt Charlotte; »nun der Herr Nachbar iſt ziemlich dreuſt . . . denkt er mich einzuſchüchtern — er mag vor der Thür bleiben.«

»Nein, öffnen wir,« ſagt Dubois; »wir

wollen uns über ihn lustig machen — das ist interessanter.«

»Ja, ja!« rufen die Andern einstimmig, »man muß Herrn Fouyoux einen Streich spielen.«

Charlotte öffnet die Thüre und wir sehen einen kleinen Mann von sechzig Jahren, runzlich und zusammengeschrumpft, mit pomeranzenfarbiger Haut, und einer Nase, aus der lauter kleine Schößlinge aufkeimen. Er hat eine wollene Mütze auf, die durch ein verschossnes rothes Band um den Kopf befestigt, bis auf die Augen herabfällt; den Leib hat er in einen alten geblumten Schlafrock gewickelt, der ihm bis an die Knöchel reicht und wir bemerken, daß er sich nicht die Zeit genommen, Strümpfe anzuziehen, so daß seine Füße in weiten Pantoffeln, die einst mit Pelz gefüttert waren, schwimmen. Er hat in der einen Hand seinen Handleuchter, während er mit der andern seinen großen Schlafrock zuhält.

Der alte Herr wirft einen mürrischen Blick in das Innere der Stube, doch scheint der Anblick so vieler Menschen Eindruck auf ihn zu machen, denn er fährt mit der Hand, womit er den Leuchter hält, an die Mütze, und verbrennt sich dabei fast die Nase. Hierauf sagt er mit feiner, schwacher Stimme: »Mademoiselle, es ist —«

»Treten Sie doch ein, Herr Fouyoux,« sagt Charlotte mit der höflichsten Miene —

»Mademoiselle, ich komme . . .«

»Nein ich kann nicht zugeben, daß Sie auf dem Flur stehen bleiben «

»Treten Sie doch ein, mein Herr,« wiederholen die Mädchen alle.

Der alte Nachbar entschließt sich, voll Verwunderung, ein Paar Schritte in die Stube vorzutreten; sobald er aber herein ist, schließt man die Thüre hinter ihm zu und Dubois holt einen Stuhl den er Herrn Fouyoux mit einer tiefen Verbeugung anbietet.

»Mein Herr haben Sie doch die Güte, sich zu setzen —«

»Ich danke mein Herr . . . Mademoiselle, bei Saint-Eustache und Saint-Magloire hat es schon zwölf geschlagen . . .«

»Sie werden doch etwas annehmen, Herr Fouyoux.«

»Können der Herr vielleicht Splitterkuchen machen?« sagt Dubois; indem er dem alten Nachbar ehrerbietig die Pfanne reicht.

»Nein, mein Herr . . . Mademoiselle, Sie wissen, der Wirth hat es nicht gern, wenn man noch nach Mitternacht . . .«

»Wollen Sie nicht Ihren Leuchter wegſetzen, Herr Fouyoux?«

»Ich danke, Mademoiſelle, ich wollte nur —«

»Kommen Sie doch näher an's Feuer, Sie holen ſich ſonſt den Schnupfen.«

Der Nachbar fängt an zu merken, daß man ſich über ihn luſtig machen will, er runzelt die Stirn, will es übel nehmen und tritt ſchon den Rückzug an, als ihn Dubois aufhält und zu ihm mit vieler Gutmüthigkeit ſagt: »Halt mein Herr, Sie ſind ein wenig böſe auf uns, weil wir durch den Lärm beim Tanzen Sie am Schlafen gehindert haben. —«

»So iſt es, mein Herr.«

»Wir ſehen, daß Ihr Einſpruch ganz vernünftig iſt, und um Ihnen Ruhe zu laſſen, wollen wir auch Alle, ehe zehn Minuten verſtreichen, auseinander gehen. . . .«

»Das wäre ſehr ſchön, und ich . . .«

»Aber Sie müſſen uns beweiſen, daß Sie nicht mehr zürnen, und deshalb ein Glas Wein mit uns trinken.«

»Meine Herrn, ich verſichere Sie . . .«

»Nein Sie müſſen . . . Setzen Sie ſich einen Augenblick, um ſich unſern letzten Contre-Tanz mit anzuſehen; Sie dürfen ſo nicht fort.«

Herr Fouyoux, durch die Zudringlichkeiten Dubois, so wie durch die Bitten der Mädchen besiegt, und in der Hoffnung, daß seine Nachgiebigkeit ihm bald zu der Möglichkeit eines ruhigen Schlafs verhelfen werde, läßt sich zu dem Stuhle, den ihm Dubois anbietet, führen und stellt, ohne seinen Schlafrock loszulassen, seine Lampe auf den Schub, indem er sich selbst mit einer Verbeugung gegen die Gesellschaft niedersetzt. Aber der Stuhl, den Dubois ausgesucht hat, gehört zu der Zahl derer, die in den Stubenecken stehen müssen, und im Augenblick, wo sich Fouyoux darauf setzt, stürzt er damit zu Boden. Bei dem Versuche sich zu halten, hat er natürlich seinen Schlafrock fahren lassen, der nun beim Fallen aufgeht, und dadurch Gelegenheit giebt, Herrn Fouyoux der Gesellschaft fast in dem Zustande eines kleinen St. Johannes zu zeigen. Wie die Mädchen den Nachbar auf der Erde liegen sehen, platzen sie in ein unsinniges Gelächter aus; der aber steht wüthend auf, rafft seine wollne Mütze zusammen und setzt sich sie, so gut es gehen will auf die Ohren, ergreift seine Lampe und läuft nach der Thüre mit dem Geschrei: »Das ist ein Skandal; ein nichtswürdiger Streich. Aber schon gut, ich werde morgen zum Wirth und auch

zum Kommiſſarius gehen! Wir wollen ſehen, ob es erlaubt iſt, Leute auf den Boden zu werfen.«

Die Mädchen müſſen zu ſehr lachen, als daß ſie antworten könnten; Dubois allein folgt dem Nachbar, indem er ihm nachruft: »Mein Herr Fouyoux, wenn man zu Damen kommt, ſo ſoll man doch wenigſtens Unterbeinkleider anziehen! Wir hätten ein Recht, uns zu beſchweren . . . denn Sie ſind ein gefährlicher Mann, Herr Fouyoux.«

Der Nachbar geht mit der Verſicherung hinunter, daß man noch von ihm hören ſolle und ſchlägt ſeine Thüre zu, daß das Haus zittert.

»Ach, wie ſah der aus, als er unten lag,« ſagt Laura.

»Ich werde gewiß von ihm träumen,« ſagt Manette.

»Ich ſehe nicht ein warum,« ſagt die große Aimée.

»Der arme Herr Fouyoux,« ſagt Charlotte, »Mag er ſich übrigens beim Wirth beſchweren, das iſt mir gleichgültig, ich ziehe ohnehin zum Letzten aus, denn man hat mir bereits gekündigt; ich werde mir nicht verbieten laſſen zu lärmen. Meine Herrn jetzt wollen wir la Boulangère tanzen.«

Die Boulangère wird getanzt, dann ſchlägt man einen Walzer vor und ich ſchwenke Ninie herum,

während Dubois mit Charlotten und Laura walzt.

Aber der Walzer macht die Mädchen vollends verdreht; Aimée fühlt bereits Uebelkeiten und als die Andern über sie spotten, fängt sie an zu weinen.

»So geht's,« sagt Laura; »wenn sie sich's hat schmecken lassen, muß sie nachher immer weinen; das ist wirklich köstlich.«

Die große Aimée wird vom Weine traurig, Laura sehr heiter, Manette zankſüchtig und Charlotte wirft sich in einen Stuhl nieder, wo sie gähnend alle Viere von sich streckt.

Dagegen bemerke ich, daß Ninie, die indeß weniger als die Andern getrunken hat, zarter und empfindsamer wird, als gewöhnlich. Ich sitze neben ihr in einem Winkel und habe ihr schon mehrere Küsse geraubt, welchem Unterfangen sie nur Seufzer entgegengesetzt, die mich zu neuen Versuchen ermuntern.

Mährend Manette auf Aimée einschreit, die ihr weinend antwortet, benutzt Dubois, der schon lange mit Laura liebäugelt, einen Augenblick, wo er Charlotten eingeschlafen glaubt, um dem kleinen Schalk einen Kuß zu stehlen, diese entzieht sich aber seinen Armen und rettet sich lachend in die Kam-

mer, wo mir der fatale Streich paſſirte; Dubois verfolgt ſie und ſie ſchlägt, wahrſcheinlich aus Unachtſamkeit die Thür hinter ſich zu.

Ich ſchwatze mit Ninie und bekümmere mich wenig darum, was Laura und Dubois ohne Licht in der andern Kammer machen können; Manette und Aimée ſind auch zu ſehr mit ihrem Streit beſchäftigt um jenen Umſtand bemerkt zu haben, aber Charlotte, die Alles thut, um dem Schlafe zu widerſtehen, ſieht ſich, nachdem ſie ſich lange die Augen gerieben, rings um und ruft: »He, wo iſt er denn? wäre er weggegangen . . . das wäre nett . . . und Laura, ich ſehe ſie auch nicht. Der ſchlechte Menſch, hätte er ſie nach Hauſe geführt?«

Dieſer Gedanke verſcheucht ſogleich den Schlaf von ihren Augen, ſie erhebt ſich, ſieht ſich in der Stube um und ſtößt dann die Hinterthüre mit Gewalt auf, worauf ein wenig verſtört Mademoiſelle Laura und Dubois walzend, um dadurch unbefangener zu ſcheinen hervorkommen.

»Ah, Ihr waret Beide dort drinnen und ohne Licht,« ruft Charlotte wüthend; »nun das iſt mir doch zu ſtark.«

»Wir ſind hinein gewalzt,« ſagt Dubois.

»Hineingewalzt? und um beſſer walzen zu

können, habt ihr die Thüre zugemacht . . abscheulich!«

»Meine liebe Freundin,« sagt Laura stotternd, »ich hoffe, Du glaubst nicht . . . oder denkst . . . ich bin wahrhaftig nicht fähig einer Freundin den Geliebten zu entreißen.«

»Ja, Du bist wohl zu spröde oder zu tugendhaft dazu. Es ist abscheulich, Mademoiselle; und was machten Sie denn da drinnen ohne Licht mit dem Herrn?«

»Ich sagte Ihnen, wir walzten,« sagt Dubois.

»Welche Lüge! Und warum denn dort drinnen walzen?«

»Ich wollte dem Fräulein ein Pas zeigen, um Sie damit zu überraschen.«

»Sie halten mich für sehr dumm, daß Sie mir so etwas vorreden; aber schon gut Mademoiselle Laura, ich werde das Herrn Eduard erzählen.«

Laura ruft in gereiztem Tone aus: »Ich habe nichts Böses gethan und kümmere mich um Ihr Gerede nicht. Wenn ich Alles sagen wollte, was ich von Ihnen weiß, hätte ich viel zu erzählen.«

»Und was hätten Sie denn zu erzählen. Sie . .«

»Beleidigen Sie mich nicht, oder ich fahre Ihnen in's Gesicht.«

Die beiden Mädchen machen sich sehr drohende

Mienen und ich eile um ſie zu trennen. Ich mache darauf aufmerkſam, daß es ſchon ſpät und alſo Zeit ſei, an den Heimweg zu denken. Manette zieht Laura fort und ich nehme Ninie am Arm; Aimée, die im Hauſe wohnt begiebt ſich auf ihr Zimmer und Dubois mag nun ſuchen ſeinen Frieden mit Charlotten zu ſchließen.

Es iſt faſt ein Uhr, als wir aus dem Hauſe gehen; da Laura und Manette in der Nähe wohnen, begleiten wir ſie erſt, und dann wandere ich und Ninie der Straße Aubry-le-Boucher zu.

Ich habe mit Vergnügen geſehen, daß die kleine Blondine an allen dieſen Zänkereien keinen Antheil genommen, und daß ſie ſich überhaupt vernünftiger aufgeführt als die Andern, und durch dieſe Beobachtungen und die Küſſe, die ich mir genommen, fühle ich mich auch zärtlicher gegen ſie geſtimmt.

Auf dem Wege werden wir ſehr gute Freunde, und als wir an die Thüre kommen, kann ich mich nicht entſchließen, ſie ſobald zu verlaſſen. Wie ſich doch in vierundzwanzig Stunden unſere Vorſätze ändern können . . . doch dieſe Reflexion mache ich nicht, als ich zu Ninie die Treppe hinaufſteige . . damals hatte ich ganz andre Dinge im Kopfe.

Sechstes Kapitel.

Die Oper.

Erſt den folgenden Morgen, als ich nach Hauſe zurückkehrte, ſtellte ich mancherlei Betrachtungen an; denn da fühlte ich mich nüchtern, die Dünſte des Diners und des Nachteſſens waren verflogen, und ich war im Begriff mir Vorwürfe zu machen . . . Aber wozu? Was iſt denn nun im Ganzen genommen auch Böſes dabei, wenn Ninie wirklich meine Geliebte wird? Sie taugt doch wohl am Ende noch mehr, als manche Andre. Sie iſt hübſch und ich glaube auch ſanft und offenherzig; freilich iſt ſie ohne Geiſt und ohne die mindeſte Erziehung — aber ich will ſie ja auch nicht in die Welt einführen und im Shawl und Hut wird man ſie an meinem Arm wenigſtens nicht lächerlich finden. Ueberhaupt geht man ja mit einer Griſette nur im Dunkeln aus.

Sie hat mich versichert, daß sie mir sehr gut sei . . . nun diese große Liebe hat sich schnell gefunden; doch halte ich sie überhaupt keiner heftigen Leidenschaft fähig, sie glaubt den schon zu lieben, der ihr nur gefällt — das ist eine sehr gewöhnliche Täuschung, aber ich glaube, sie wird dem treu sein, den sie zu lieben meint — und das ist nicht so ganz in der Ordnung.

Während der acht Tage, daß ich sie nun besuche, habe ich sie immer zu Hause und bei der Arbeit getroffen.

Ihr kleiner Hausrath ist armselig, aber ihre Stube reinlich und ordentlich, ich habe ihr gesagt, daß ich fernere Besuche bei Charlotten nicht gern sehen würde, und sie geht mit keinem Tritte mehr zu ihr; wahrhaftig Ninie ist ein gutes Kind.

Sie erröthet bei meinem Anblick nicht und seufzt auch nicht bei meinem Abschiede, aber ich glaube Freundschaft für mich bei ihr voraussetzen zu dürfen. Wenn sie mir nur nicht so oft von ihrem Adolph spräche; aber so bald ich ihr etwas sage, ruft sie: »Das sagte Adolph auch immer, Adolph hatte das auch gern . . . oder: Adolph konnte das auch nicht leiden.«

Ich sagte ihr daher eines Morgens: »Liebe Ninie, können Sie sich denn nicht abgewöhnen,

ſo oft dieſes Adolphs zu erwähnen. Es kann mir doch nicht ſo gar angenehm ſein zu hören, wie ſie beſtändig an ihn denken.«

»Ach, mein Gott! ich dachte mir weiter nichts dabei,« iſt Ninie's Antwort; »aber wenn Dir's unangenehm iſt, mein Freund, ſo werde ich's nicht wieder thun. Ich denke übrigens gar nicht mehr an Adolph, der mich wie eine unnütze Laſt weggeworfen hat! 'S iſt doch ſchlecht, ſich ſo aufzuführen. Indeß, ſeit ich Dich liebe, bin ich ihm nicht mehr gut — darüber kannſt Du ruhig ſein.«

Ich muß geſtehen, daß ich im Grunde genommen auch ſehr ruhig bin, und daß mir die Liebe zu Ninie nicht den Schlaf raubt; ſo wie mir überhaupt der Umgang mit der Kleinen durchaus nicht hinderlich iſt, und mich nicht abhält meine früheren Geſellſchaften zu beſuchen, und obwohl es Ninie gern hätte, wenn ich ſie in das Theater oder zum Speiſewirth führte, ſo antwortet ſie doch auf meine Bemerkung: »Das geht heut nicht, ich habe Geſchäfte« — mit ſteter Gutmüthigkeit: »Nun denn ein andermal, mein Freund, nicht wahr?«

Ich habe ihr die nöthigſten Kleinigkeiten gegeben; einen Shawl, einen Hut, ein Kleid und Halstücher, aber alles ſo einfach, daß mich die Anſchaffung nicht zu Grunde gerichtet hat; und doch fin-

det sie Alles so prachtvoll und der bescheidne halbseidne Shawl für hundert Franks hat ihr soviel Freude gemacht, als einer Frau, die sich aushalten läßt, kaum ein Caschemir.

Sie ist nicht kokett, immer zufrieden mit dem, was man ihr giebt, schont ihren Putz — kurz sie ist wirklich achtungswerth.

Seit einigen Tagen habe ich sie nicht aus der Stube gehen lassen, und sie beklagt sich darüber nicht, sie bezeugt sich ebenso freundlich als sonst; ich werde sie aber heut dafür entschädigen, indem ich ihr ein Vergnügen verschaffe, wonach sie sich schon sehr lange sehnt.

Ninie hat mir schon mehrmals gesagt, daß sie noch nie in der Oper gewesen, daß sie so gern die Oper sehen möchte, daß es dort so sehr hübsch sein soll . . . aber ich habe mich gar nicht beeilt, sie dorthin zu führen, denn in der Oper sind lauter offne Logen, wenn man nicht in die Vis à vis Logen gehen will, was zu theuer ist, oder oben hinauf, von wo aus aber die Dekorationen keinen Eindruck auf sie machen würden; und so muß ich sie denn durchaus in das Amphitheater hinter dem Parterre führen. Dort wirkt die Täuschung vollkommen und in der Oper verlangt man ja blos Täuschung. Freilich kann ich im Amphitheater mit

meiner Kleinen von Bekannten gesehen werden — aber mag's doch, sie kann ja auch ihren Hut aufbehalten, und dann, weiß man denn, wer sie ist? und bin ich nicht mein eigner Herr? Der Wunsch, mich an Ninie's Freude, welche vor Ungeduld brennt, in die Oper zu gehen, zu ergötzen, trägt über jede andre Bedenklichkeit den Sieg davon.

Ich gehe des Morgens zu ihr und unterrichte sie davon, daß ich sie des Abends in das Theater, nach dem sie sich so sehr sehnt, führen würde. Sie hüpft vor Freuden bei der Nachricht in die Höhe und weiß sich kaum zu lassen. Ich sehe gern, daß sie gegen das Vergnügen noch nicht abgestumpft ist; so viele Leute sind für Freude gar nicht mehr empfänglich; und ich empfehle ihr, sich recht zu putzen und sich recht geschmackvoll anzuziehen.

Sie wird es daran nicht fehlen lassen und ich verspreche ihr, sie um halb sieben Uhr mit dem Kabriolet abzuholen.

Zur verabredeten Zeit fahre ich nach der Straße **Aubry-le-Boucher**, springe aus dem Wagen, steige rasch die Treppe hinauf, welche zum Glück ein wenig lichter ist, als die bei Charlotten; komme zu Ninie's Thür, klopfe an — man öffnet nicht; sie ist also ausgegangen, denn sonst müßte sie mich hören, da sie nur zwei Zimmer hat. Ich begreife

aber ihre Abwesenheit nicht. Indeß wie ich die Thüre anstarre, bemerke ich einige mit Kohle geschriebene Worte und lese: »Ich bin bei meiner Nachbarin unten.« Wohlan denn, hinunter zur Frau Nachbarin! Ich steige hinunter, klopfe, und eine Frau mit einem Tuche um den Kopf, öffnet mir.

»Sie verzeihen, Madame, ist Mademoiselle Boissard bei Ihnen?«

»Ja, mein Herr, haben Sie doch die Gewogenheit hereinzukommen.«

»Nicht nöthig, Madame, wenn Sie nur so gut sein wollen ihr zu sagen, daß man nach ihr frägt.«

»Aber so treten Sie doch ein, mein Herr, ich werde Sie doch nicht vor der Thür stehen lassen.«

Hole der Teufel die Nachbarin sammt ihrer Höflichkeit, die mich zwingt, bei Jemandem, den ich nicht kenne, einzutreten, und wo ich noch zwei andre Weiber finde, Wäscherinnen oder Flickschneiderinnen, die bei meinem Anblick, vom Ofen, um den sie herum saßen, aufstehen, indem mir die Nachbarin einen Stuhl anbietet.

»Haben Sie die Güte Platz zu nehmen, mein Herr.«

»Madame, ich wollte nur ein einzig Wörtchen mit Ninie reden . . .«

»Nun, es wird Ihnen darum nichts mehr kosten, wenn Sie sich auch setzen . . .«

In diesem Augenblick tritt Ninie, halb angezogen aus dem Nebenzimmer und sagt: »Ich bin gleich fertig, mein Freund; da ich mir mein neues Kleid anziehe, so konnte ich nicht allein damit fertig werden . . . es ist hinten zum Schnüren, aber Madame Ballû ist so gütig mir zu helfen.«

Ich muß damit zufrieden sein, und setze mich hin, bis Madame Ballû Ninie angezogen haben wird, aber ich schneide ein sehr böses Gesicht.

Es ist Einem so unbehaglich, wenn man fühlt, daß man nicht auf seinem Platze ist. Die beiden Gevatterinnen, die bei meinem Eintritt aufgestanden waren, setzen sich und nehmen den Faden der Unterhaltung wieder auf.

»'S ist so, wie ich Ihnen zu sagen die Ehre hatte, Madame Mattoux, meine Tochter ist dort prächtig aufgehoben — ein herrlicher Dienst . . . fast gar nichts zu thun, als die Kinder spazieren zu führen, zu bereinigen und einzuwiegen. Wenn sie schlafen, geht Rosa zu den übrigen Leuten, die Alle, wie sie mir sagte, sehr gut mit ihr stehen. Ihre Herrschaft ist ein wenig hitzig, das ist wahr, sie ruft manchmal in einer Sekunde dreimal nach ihr,

aber ſie iſt doch von Herzen gut und hat meiner Tochter ſchon zwei von ihren Kleidern geſchenkt.«

»Ah, das iſt mir Ihrethalben ſehr lieb, Madame Leboeuf, ich kann mir recht gut denken, wie ſchön es ſein muß, ſeine Kinder ſo gut untergebracht zu haben!«

»Ja, Madame Mattoux,«

»Ich habe nun alle drei Kinder verſorgt, und alle drei in ſehr achtbaren Häuſern — das macht Freude.«

Madame Mattoux ſieht mich bei dieſen Worten an, als hätte ſie dieſelben an mich gerichtet, ich wende mich verdrießlich um, und betrachte mir die kleinen eingerahmten Bilder, die das Zimmer zieren.

Als die Damen ſehen, daß ich an ihrer Unterhaltung nicht Theil nehmen will, nimmt Madame Leboeuf ſogleich wieder das Wort und ſagt: »Ich habe auch mit meinen Jungen viel Glück gehabt. Mein Aelteſter beſonders, das iſt ein Menſch, der uns recht viel Freude macht; er iſt immer noch Gensd'arm. Geſtern hatte er die Wache hinten am Theater de l'Ambigu-Comique, da hat er uns gegen das Gedränge in Schutz genommen. Wir haben uns Calien angeſehen, das hat uns ſehr gefallen, beſonders weil es ganz geſchichtlich iſt. Im Anfange war ich ein bischen böſe, weil eine ganze

Familie nackend erſcheint, aber ein Herr neben uns ſagte, die Koſtüms wären genau ſo, wie ſie in den damaligen Zeit gebräuchlich geweſen. Aber mein Herr rücken Sie doch näher an den Ofen, wir haben alle Platz daran.«

»Ich danke, Madame, mich friert nicht,« ſage ich, indem ich verdrießlich aufſtehe und mit großen Schritten in der Stube auf und abgehe.

Mich friert auch wirklich nicht; im Gegentheil, das Blut ſteigt mir zu Kopf und die Ungeduld verzehrt mich.

Endlich erſcheint Ninie wieder mit dem Ausruf: »Da bin ich, mein Freund.«

Ich laſſe ihr keine Zeit auszureden, ſondern nehme ſie beim Arm und treibe ſie über Hals über Kopf von ihrer Nachbarin fort. Dieſe Damen werden mich wahrſcheinlich für ſehr unhöflich halten — meinethalben, ich mache mir nichts daraus.

Ninie muß erſt hinauf in ihre Stube, um Shawl und Hut zu holen. Sie bemerkt meine Verdrießlichkeit und ſagt: »Was iſt Ihnen denn mein Freund, Sie ſehen ſo wüthend aus. Ich kann ja nicht dafür, daß es ſo lange dauerte, bis das Kleid zugeſchnürt war.«

»Nun, dann mußten Sie wenigſtens in Ihrer Stube bleiben. Denken Sie denn, daß mir's

Vergnügen macht, bei Ihrer Nachbarin einzutreten, mit Leuten zuſammenzukommen die ich nicht kenne! Madame Mattoux und Madame Leboeuf mögen recht brav ſein, ich zweifle gar nicht daran, aber zu meiner Geſellſchaft mag ich ſie deshalb noch nicht haben.«

»Mein Gott, liebſter Freund, es thut mir Leid . . . ein anderesmal werde ich mir Mühe geben, allein fertig zu werden.«

»Aber die Zeit drängt, beeilen wir uns, oder wir bekommen einen ſchlechten Platz.«

Ich führe Ninie hinab, wir ſteigen in das Cabriolet und fahren nach dem Theater.

Kaum ſitze ich im Wagen neben meiner kleinen Blondine, deren Anzug ich muſtere, als mir ein ſo ſtarker Geruch entgegen kommt, daß ich faſt zurück ſinke . . . ein entſetzlicher Knoblauchgeruch.

Mein Gott, iſt das der Kutſcher oder Ninie? Ich beuge mich nach dem Kutſcher — ich ſpüre nichts; ich neige mich zu Ninie . . . ach! daß iſt um die Fliegen in der Luft zu verpeſten.

»Was iſt Ihnen denn, mein Freund?«

»Ninie, was haben Sie denn heut gegeſſen?«

»Was ich gegeſſen? nun, türkiſche Bohnen und Salat.«

»Salat mit Knoblauch wohl.«

»Ja, Wegwarte und darein thut man ein Stückchen mit Knoblauch beſtrichnes Brod; ich eſſe das ſehr gern.«

»Aber, Unglückliche, Sie verpeſten ja Alles.«

»Wie, ich verpeſte Alles?«

»Ja, Sie riechen ja auf eine fürchterliche Weiſe nach Knoblauch.«

»Haben Sie dieſen Geruch nicht gern? Mein Gott, ich hätte daran denken ſollen; Adolph hatte ihn auch nicht gern.«

»Knoblauch zu eſſen, da Sie wiſſen, daß ich Sie Abends in die Oper führen will; es iſt doch gar zu toll, wahrhaftig, Sie begehen lauter Thorheiten.«

»Mein Gott, es thut mir leid . . . wenn ich gewußt hätte . . . ich habe gar nicht daran gedacht . . . aber wenn auch . . . um eines Bischen Knoblauchs willen mich ſo auszuſchelten . . . Sie ſind recht böſe heut.«

Ich ſehe, daß ſie weinen will, die Lippen zukken ſchon, die Augen ſchwellen, ich tröſte ſie, drücke ihr die Hand, indeß ich vergeblich über einem Mittel nachdenke, wie ich dieſen Geruch vertilgen könne, der alle Nachbaren in der Oper vergiften muß . . . halt, da glaube ich ein ſolches gefunden zu haben. Ich befehle dem Kutſcher vor dem erſten Conditor-Laden, bei dem wir vorbei fahren, zu halten.

Bald kommen wir zu einem ſolchen; ich ſteige aus, laſſe mir Münz-Küchlein, theils mit Roſen, theils mit Ambra angemacht, geben, fülle damit meine Taſchen und ſteige wieder in's Cabriolet, indem ich zu Ninie ſage: »Da, ſtecke das in den Mund, und behalte immer etwas davon darin, ich denke, daß dieſer Geruch den andern vertreiben wird; aber wenn wir einmal im Theater ſein werden, ſo ſprich nicht zu viel.«

»Nein, mein Freund.«

Wir kommen in die Oper. In dem Amphi-Theater iſt es ſchon ſehr voll, doch ſind noch ein Paar Plätze leer, wohin ich Ninie führe, indem ich ihr die Hand reiche; denn der Anblick der vielen Leute und des großen Staates ſchüchtert ſie ein. Ich habe ihr den Mund mit den Küchlein vollgeſtopft, weshalb ſie drollige Geſichter ſchneidet, und ſo kommen wir endlich an unſre Plätze. Ich ſetze mich an Ninie's linke Seite und möchte mich ihr auch gern zur Rechten ſetzen, damit ihr außer mir Niemand zu nahe käme, aber da dies nicht angeht, empfehle ich ihr wenigſtens ſich ganz ruhig zu verhalten, ſich nicht zu rühren, beſonders den Kopf nicht nach ihren übrigen Nachbaren umzuwenden, und ſie antwortet mir immer, ihre Küchelchen kauend: »Ja, mein Freund.«

Auf der Bank vor uns ſind noch zwei Plätze leer, und mir wäre es ſehr lieb, wenn ſie leer blieben, denn dann wären wir mehr abgeſondert und dieſer verdammte Knoblauchgeruch, welcher immer trotz der Küchelchen, vordringt, könnte nicht ſo ſehr auffallen; aber wenn es anderswo keinen Platz mehr hat, werden ſchon Leute kommen . . . ach! da kommen ſchon zwei Damen auf uns zu.

Täuſche ich mich nicht . . . dieſe beiden Damen, die ſich vor uns hinſetzen wollen — die erſte erkenne ich; ja, ja, ſie iſt's! ganz gewiß . . . die ſchöne Dame, die ich im Theater de la Gaité geſehen habe, der ich nachgehen wollte und woran Dubois mich hinderte; es iſt die Dame in der violetten Hülle.

Wie ſollte ich ſie nicht wiedererkennen; dieſe reizenden Züge, dieſes feine Benehmen . . . und der nämliche Hut wie an jenem Abende. Wie! ich treffe ſie wieder! der Zufall bringt mich wieder neben ſie zu ſitzen, und ich bin nicht allein, und ich kann wieder meine Neugier nicht befriedigen. Arme Ninie, wenn Du wüßteſt, wie ſehr ich es in dieſem Augenblicke verwünſche, Dich neben mir zu haben.

Das liebenswürdige Weib, die mit einer alten

Dame, von sehr anständigem Aussehen zusammen ist, hat sich grade vor mich hingesetzt.

Ich glaube, sie hat mich noch nicht bemerkt und wer weiß überhaupt, ob sie mich wiedererkennen wird; denn obwohl erst vierzehn Tage seit unserm Zusammentreffen verflossen sind, so ist es doch nicht wahrscheinlich, daß sie überhaupt eine Erinnerung an mich bewahrt habe. Freilich hatte sie mich damals lange und aufmerksam betrachtet; ich erinnere mich dessen sehr wohl.

Ninie, welche fortwährend ihre Küchlein verspeist, ohne daß sie wagt, rechts oder links zu sehen, weil ich ihr verboten habe, sich umzudrehen, sagt endlich: »Mein Freund, wird es nicht bald anfangen?«

»Ja, im Augenblicke,« antworte ich.

Ich weiß nicht, ob jene Dame meine Stimme wiedererkannt hat, aber sie dreht sich leise nach mir um, sieht mich an, und ich lese in ihren Augen, daß sie mich wiedererkannt hat. Ich empfinde eine heimliche Freude darüber; so bin ich ihr also doch nicht ganz fremd . . . Wozu soll mir das aber helfen? Ich weiß nicht — genug, daß es mir Vergnügen macht.

Ich bemerke, daß sie sich noch einmal umdreht,

und zwar diesmal nach Ninie; sie will also auch die Person sehen, die in meiner Gesellschaft ist.

Großer Gott! wenn sie meine Dame ein wenig aufmerksam mustert, wird sie bald errathen haben, von welchem Schlage diese ist.

Aber warum sieht sie so gar lange nach Ninie . . . kennt sie das Mädchen etwa? Nun glücklicherweise hat sie jetzt ihre Beobachtung beendet.

So ist es denn wirklich ausgemacht, daß, so oft ich diese Dame treffe, ich immer so sitzen muß, daß ich nur das Hintertheil ihres Hutes zu sehen bekomme; — nun für heute ist es mir schon recht, denn neben Ninie muß man mir die Verlegenheit ansehen. Aber wir sitzen so nahe aneinander, daß wenn wir sprechen, sie jedes Wort hören kann; indessen werde ich schon schweigen, da mir nichts daran liegt, wenn sie Ninie schwatzen hörte.

Wir sind kaum fünf Minuten im Saale, als schon die Leute, die um Ninie herumsitzen, ausrufen: »Mein Gott! . . . wonach riecht es denn hier? Das ist kaum zu glauben . . . es steigt in den Kopf und kratzt Einen im Halse.«

»Ja, ja,« sagt der neben meiner kleinen Blondine sitzende Herr, »es riecht wie ein Gemisch von Knoblauch und Münzkraut . . . 's ist ein nichtswürdiger Geruch.«

Ich werde roth bis über die Ohren; Ninie ſieht mich an und wagt nicht, den Mund zu bewegen, weil man dann erriethe, daß ſie es iſt, die die Küchlein käut. Arme Kleine, ſie gefällt ſich gewiß nicht ſonderlich in der Oper. Glücklicherweiſe beginnt man und dadurch wird die Aufmerkſamkeit von uns abgelenkt. Ninie iſt ganz Auge, ganz Ohr, ſie ſpricht nicht zu mir und das iſt Alles, was ich von ihr verlange. Ich kümmere mich nicht um das Schauſpiel, ich träume und ſeufze.

Uebrigens iſt Ninie nicht immer Herr ihrer Ueberraſchung, es entſchlüpft ihr manchmal ein Ausruf, wie: »ach, das iſt einmal ſchön! ah! wie die angezogen iſt ... aber warum ſingen ſie denn immer und ſprechen gar nicht? Ich verſtehe nicht eine Sylbe, mein Freund!«

Ich verſuche Ninie zum Schweigen zu bringen; denn jene Dame hat ſich wieder leiſe nach uns umgedreht und ich habe auf ihren Lippen ein leiſes Lächeln bemerkt, deſſen Bedeutung mich ſchmerzt. Wenn doch das Theater ſchon aus wäre!

Das erſte Stück iſt zu Ende und das Ballet ſoll beginnen. Im Zwiſchenakte ſtehen Alle, die um uns ſitzen auf, ich gleichfalls — laſſe aber Ninie ſitzen bleiben. Der Herr neben ihr geht weg, indem er ſagt, er könne den Knoblauch-Geruch nicht

länger aushalten, und alle Umstehenden lachen; nur ich habe keine Lust zum Lachen. Die Damen ziehen ihre Riechfläschchen heraus, die Herren nehmen eine Prieſe. Ninie rührt ſich nicht — ich bin in Verzweiflung.

Jene Dame iſt aufgeſtanden und ſteht nun uns zugekehrt; ich ſehe, daß ſie uns muſtert, und ihr Auge abwechſelnd, bald auf mich bald auf Ninie haftet.

Ich thue als bemerkte ich es nicht und blicke im Saale herum, als Ninie wahrſcheinlich durch mein Stillſchweigen gelangweilt, mir eine ihrer Hände mit den Worten reicht: »Siehſt Du, was ich heut für weiße Hände habe, ich habe mir ſie aber auch dieſen Morgen mit Seife gewaſchen.«

Ich hätte mögen unter die Erde ſinken. Es iſt aus mit mir, ich erſticke, und höre Jemanden hinter mir ſagen: »Nun darf man ſich nicht mehr wundern, daß es ſo nach Knoblauch riecht.«

Ich ſetze mich wieder, ohne daß ich es wage die Augen aufzuſchlagen, indeß muß wohl in meinem Geſicht der Ausdruck meiner Empfindung zu leſen ſein, denn Ninie ſagt: »Was iſt Ihnen denn, ſind Sie unwohl?«

»Mir iſt gar nichts.«

»Sie werden bald roth, bald bleich . . .«

»Ich ſage Ihnen, mir iſt gar nichts.«

»Aber ich ſehe doch —«

»Schweigen Sie doch nur.«

Ninie iſt böſe und öffnet nicht mehr den Mund. Ach, wie wird jene Dame über mich ſpotten, wie wird ſie auf meine Koſten lachen ... Um mich davon zu überzeugen ſehe ich ſie an; aber nein, ich leſe in ihrem Auge nicht jenen Ausdruck des Spottes, wie in dem der Umſtehenden; im Gegentheil ſcheint ſie mit meiner Lage Mitleiden zu haben. Ach! wie dankbar bin ich ihr für dieſes ſchwache Zeichen von Theilnahme.

Gott ſei gelobt! man giebt das Zeichen; das Ballet beginnt. Jeder nimmt wieder ſeinen Platz ein, Jeder beſchäftigt ſich mit dem Tanz, der Pantomime und denkt nicht weiter an uns. Ninie ſchaut auch zu und ſagt kein Wort; bald wird es vorüber ſein!

Dank dem Himmel! es iſt aus! Alles ſteht auf; Ninie will es auch thun, ich ſage ihr aber, ſie ſolle noch bleiben. Alles geht, die Dame mit ihrer Begleiterin auch, aber erſt, nachdem ſie uns noch einen Blick zugeworfen hat. Ach! diesmal verſpüre ich nicht die geringſte Luſt ihr zu folgen. Endlich iſt Alles fort, der Saal leer, und Ninie, die ohne ſich zu rühren, noch immer daſitzt, fragt halblaut:

»Wollen wir denn hier über Nacht bleiben, mein Freund?«

»Nein, wir können jetzt gehen.«

Wirklich begegnen wir nur noch den Logenschließerinnen und Gensd'armen. O! ich werde an dieſen Abend in der Oper denken!

Siebentes Kapitel.

Betrachtungen. Beichte. Trennung.

Meine Opern-Parthie mit Ninie bringt mich auf ziemlich ernſthafte Gedanken. Ich ſage mir, daß ein Mann von Erziehung und Lebensart, der eine gewiſſe Stellung im Leben einnimmt, ſich niemals der Gefahr ausſetzen ſollte, über die Wahl ſeiner Bekannten zu erröthen: obwohl ich gern zugeben will, daß die Liebe — oder vielmehr jene Launen, die man dafür ausgiebt, zu Thorheiten verleiten kann. Aber dann benimmt man ſich niemals ſo linkiſch und befangen, weil dem Verliebten der Gegenſtand ſeiner Flammen über Alles geht. Ja ich bin überzeugt, wäre ich in Ninie recht verliebt geweſen, ich hätte mich wenig darum gekümmert, ob ſie nach Knoblauch riecht, oder zu laut ſpricht; aber wenn wir uns mit jener gebieteriſchen Empfindung nicht entſchuldigen können, wegen welcher die Menſchen ſchon ſo viele Thorheiten begangen

haben, so fühle ich wohl die Unverantwortlichkeit einer Verbindung, die man mit Personen eingeht, deren Ton Erziehung und Benehmen in keinem Verhältnisse zu dem unsrigen steht. Aber grade dieser Schwachheit machen wir uns am häufigsten schuldig, obwohl wir sie später zu bereuen haben. Das Ergebniß dieser Ueberlegung fiel für meine Fransenmacherin nicht günstig aus. Ich gehe jetzt seltener zu ihr und hätte fast Lust, sie gar nicht mehr zu besuchen — aber man darf gegen kein Weib die ihr schuldigen Rücksichten ganz aus den Augen setzen, und ich denke, die kleine Nähterin hat so viel Recht darauf, als eine vornehme Dame, da Thränen im Dachstübchen eben so herb schmecken, als im Putzzimmer und dort oft noch aufrichtiger sind.

Ja wenn ich mit jener schönen Frau in ein Verhältniß kommen könnte . . . die violette Hülle kommt nicht aus meinen Gedanken. — Wie viel Grazie, wie viel Reize, welch bezauberndes Benehmen! — Sie ist gewiß eine sehr feine Dame . . . auch die ältliche Dame, welche mit ihr in der Oper war, sah sehr anständig aus, und daß ich sie in der Gaité allein sah, hatte gewiß seinen Grund darin, daß man ihrer an der Thüre wartete. Ohne diesen verdammten Dubois wüßte ich mehr — indeß

kann der Zufall, der mich zweimal mit ihr zusammenführte, mir vielleicht nicht noch öfter dieses Glück verschaffen? Ich werde in meinen Betrachtungen durch Jenneville's Ankunft gestört. Die Freude blitzt aus seinen Augen, in seiner ganzen Haltung zeigt sich der Mann, der so eben einen schmeichelhaften Sieg errungen. Man kann eben so gut in den Zügen eines Verführers, als in denen eines Dichters lesen, ob er Glück gehabt, oder nicht.

»Ach! theuerster Deligny, ich bin erfreut, Sie zu treffen,« sagt Jenneville, auf mich zueilend, »ich glaube, ich habe Sie schon seit einem Jahre nicht gesehen ... fünf Tage sind es gewiß schon her; — ach! wenn Sie wüßten, wie glücklich ich inzwischen gewesen bin —«

»Man sieht Ihnen die Selbstzufriedenheit an ... nun und was ist Ihnen denn begegnet?«

»Mein Freund, ich habe triumphirt, ich habe gesiegt, sie ist mein — diese Herminie, dieses göttliche Weib.«

»Ach! die Generals-Wittwe —«

»Ja, das schönste, geistreichste Weib, welches ich jemals kennen gelernt habe. Ja, ich habe ihren Widerstand besiegt, ihre Furcht, ihre Zurückhaltung — mit einem Wort, ich bin der Glücklichste aller Menschen!«

Ich begreife nicht, wie es kommt, daß mir die Sache an und für ſich ſelbſt in keinem Verhältniß zu dem Entzücken zu ſtehen ſcheint, welches Jenneville zeigt, und ich kann nicht umhin, ihm lächelnd die Bemerkung zu machen: »Aber theurer Jenneville, ich dächte, dieſen Erfolg konnten Sie vorausſehen — oder wären Sie dergleichen Triumphe noch nicht gewohnt?«

»Dergleichen Triumphe? Ach mein Freund! man ſieht, daß Sie Frau von Rémonde nicht kennen; ſo heißt nämlich Herminie. Sie denken, das iſt ein Weib, wie Andere, denen man den Hof macht, und die nur widerſtehen, um uns beſſer zu feſſeln? Nein, ſo iſt Herminie nicht; ſie iſt ein ganz eignes Weib, ein Weib voll Glut und Feuer, aber dennoch die Schwachheiten ihres Geſchlechts zu überwinden, und ihre Gefühle zu beherrſchen gewohnt; um über ſie zu ſiegen, mußte man ihr eine unendliche Liebe einflößen, eine Liebe, die ſtärker war, als ihr Stolz. Ich hatte viel Nebenbuhler, und wenn Sie Herminie ſehen werden, ſollen Sie eingeſtehen, daß meine Furcht, ein ſolcher Schatz könnnte mir entriſſen werden, vernünftig war.«

»Mein Freund, wie ich ſehe, ſind Sie ſehr verliebt.«

»Ja, ich läugne es nicht. — Ich habe vielen Schönen den Hof gemacht, aber Keine hat mir je eine so lebhafte und wahre Leidenschaft eingeflößt. Gewöhnlich, wenn meine Sinnlichkeit befriedigt war, starb auch meine Liebe, diesmal aber nicht. — Im Gegentheil, je öfter ich Herminie sehe, je mehr werde ich von ihr bezaubert. Auf Ehre, dieses Weib könnte mit mir machen, was sie wollte! Aber Sie werden sie sehen, Deligny, Sie sollen sie sehen! —«

»Nun, so ertheilen Sie mir also nicht mehr die Ehre, auf mich eifersüchtig zu sein, oder Sie setzen ein stärkeres Vertrauen in meine Freundschaft?«

»Das Letztere, mein Freund; übrigens würde ich Herminie zu beleidigen glauben, wenn ich sie mit jenen Weibern auf gleiche Stufe stellte, die keinen hübschen Mann sehen können, ohne sich in ihn zu verlieben. Es hat mir zu viel Mühe gekostet, ihren Widerstand zu besiegen, als daß ich künftig nicht an ihre Treue glauben sollte.«

Ich könnte Jenneville erwidern, daß daraus, weil es lange gedauert, ehe man einer Frau gefiel, noch nicht folge, daß nun auch ihre Liebe um so länger dauern müsse; aber ich schweige, denn gewisse Wahrheiten darf man selbst nicht gegen seine Freunde aussprechen.

»Morgen iſt bei Frau von Rémonde Geſellſchaftstag,« fährt Jenneville fort, »da will ich Sie vorſtellen ... wir werden zuſammen ſpeiſen ... ich hole Sie ab und dann gegen Abend führe ich Sie zu meiner Herminie. Es bleibt dabei, adieu! Ich muß nun noch zu meinem Goldarbeiter eilen, um bei ihm einen Ring zu beſtellen, worin er meine Haare thun ſoll ... ſie hat mir auch welche von den ihrigen verſprochen. Ach! Freund, dieſe wechſelſeitige Verehrung iſt ſchön; — ich habe es noch nie ſo empfunden.«

Singend entfernt ſich Jenneville; er ſcheint ſehr verliebt, aber er vergißt, daß das nichts Neues bei ihm iſt, und daß dies jedesmal ewig dauern ſollte. Doch begreife ich freilich, wie angenehm es ſein muß, ſich von einem liebenswürdigen, ſchönen und geiſtreichen Weibe vorgezogen zu ſehen, deren Eroberung uns Ehre macht und mit der man, ohne ſich zu ſchämen, im Amphitheater der Oper oder anderswo ſich zeigen kann.

In dieſem Augenblicke bringt man mir einen Brief. Die Hand iſt mir fremd und die Adreſſe kaum lesbar. Wir wollen ihn doch aufbrechen. Mein Gott, welche Schriftzüge und welche Orthographie. Wie ſoll man dieſen Brief entziffern? zum Glück iſt er nicht lang.

»Mein Herr! es iſt nicht recht, das Sie nicht mehr kommen, wenn Sie mich nicht mer lüben, ſo Sollten Sie mirs ſachen; ich erwarte Ihnen heit abend, um zu wüßen, woranig bin. Ninie.«

Nun dieſes Billet ſieht weder einer Sevigné, noch einer Heloiſe ähnlich; Ninie's Styl iſt auch weder romantiſch, noch ihre Orthographie klaſſiſch; aber ſie ſpricht beſſer als ſie ſchreibt. In der That ich habe Unrecht gegen die Kleine; ſchon ſeit ſieben Tagen habe ich ſie nicht beſucht. Warum habe ich ihr nicht grade herausgeſagt, daß ich nicht länger ihr Liebhaber ſein und ihr ihre Freiheit wiedergeben wolle? Dann wären wir in Frieden und Freundſchaft von einander geſchieden, denn ich glaube nicht, daß Ninie ſehr verliebt in mich iſt. Indeß befremdete mich dies Billet doch, denn ſie hat ein zu ruhiges Gemüth, als daß ſie einen ſolchen Brief ſchreiben würde, ohne dazu aufgehetzt worden zu ſein; wahrſcheinlich hat ſie Charlotten wiedergeſehen. Aber wir müſſen der Sache ein Ende machen. Vorwärts alſo nach der Straße Aubry-le-Boucher.

Ich komme zu meiner kleinen Franſenmacherin, aber in dem Augenblicke, wo ich anklopfen will, höre ich ein lebhaftes Geſpräch ... ich erkenne Charlottens Stimme und da das Zimmer klein iſt, kann man jedes Wort verſtehen.

»Du biſt eine Thörin, Ninie, und weißt nicht mit den Männern umzuſpringen. Sieh' mal, was Dir Dein Paul für Streiche ſpielt, und anſtatt Dich an ihm zu rächen, bleibſt Du in der Stube bei Deiner Arbeit ... ſo verwöhnt man die Männer. Du ſiehſt doch, daß er ohngeachtet des Briefes, den ich Dich habe ſchreiben laſſen, nicht kommt. Indeß Du hier weinſt, vergnügt er ſich vielleicht mit einem andern Frauenzimmer. Du haſt auch nicht das geringſte Selbſtgefühl.«

Ninie ſchwieg; ich klopfe, man öffnet. Mademoiſelle Charlotte empfängt mich mit ſüßlicher Miene, Ninie iſt verlegen und zupft an ihren Franſen, ohne mich anzuſehen. Ich hatte ihr nämlich verboten, Charlotten wiederzuſehen, und ſie iſt nun böſe darüber, daß ich dieſe bei ihr antreffe. Aber wenn man ſich um Jemanden nicht mehr bekümmert, entbindet man ihn da nicht der Pflicht, ſich ferner nach uns zu richten? Ich nehme einen Stuhl, nnd ſetze mich, um zu warten, bis Charlotte ſich entfernt haben wird, ehe ich mich mit Ninie ausſpreche.

Endlich ſagt Ninie mit einigem Stottern: »Charlotte kam ... um mir ein wenig Geſellſchaft zu leiſten ... denn ich bin jetzt faſt immer allein ... die Zeit wird mir lang.«

»Ja,« fährt Charlotte fort, »ich ſuchte ſie zu tröſten; und obwohl man keine gute Meinung von mir zu haben ſcheint, ſo gebe ich doch gewiß keine ſchlimmen Rathſchläge. Sage 'mal, Ninie, ob ich Dich jemals zu einem Fehltritt verleitet habe.«

Ninie antwortete nichts.

»Mein Gott,« ſage ich daher meinerſeits zu Charlotten, »Ninie kann ſich einladen, wen ſie will, und ich ſehe nicht ein, weshalb Sie Ihre Abſichten zu rechtfertigen ſuchen.«

»Ach! weil ich recht gut weiß, daß Sie Ninie verboten haben, mich wieder zu ſehen; und ich denke doch nicht, daß ſie ſich meiner Bekanntſchaft zu ſchämen braucht.«

»Ich habe ihr nichts verboten.«

»Bitte um Verzeihung — Sie haben es ihr wohl verboten ... ſie hat mir's in Gegenwart der Madame Mattoux geſtanden, bei der ich mich darüber beſchwerte, daß ſie mich gar nicht mehr beſuchte ... Die Nachbarin ſoll's bezeugen, und Madame Leboeuf und .....«

»Um Gotteswillen! Mademoiſelle Charlotte, mengen Sie mich nicht in Ihre Klatſchereien.«

»Ich mache keine Klatſchereien, mein Herr. Soll ich Madame Mattoux rufen?«

»Nein, rufen Sie Niemanden. Uebrigens kann

ich zu Ninie ſagen, was mir beliebt, und ob es Ihnen recht iſt, oder nicht — kümmert mich wenig. Auch bin ich nicht hiehergekommen, um mich mit Ihnen zu zanken.«

Charlotte antwortet nichts und beißt ſich auf die Lippen. Mir kommt faſt die Luſt an, über das Geſicht, welches ſie zieht, zu lachen, aber ich bezwinge mich, um ſie nicht in Wuth zu bringen. Ninie ſagt gar nichts, denn ſie fürchtet ſich eben ſo ſehr vor mir als vor Charlotten.

Endlich fängt Charlotte wieder an: »Haben Sie Herrn Dubois ſchon lange nicht geſehen?«

»Schon ſeit mehreren Tagen nicht.«

»Wenn Sie ihn wiederſehen, ſagen Sie ihm doch gefälligſt, daß ich ihn für einen ſchlechten Menſchen halte; denn man beträgt ſich nicht auf die Weiſe, wie er's gegen mich gethan hat, gegen ein Frauenzimmer. Ich weiß gar nicht, wofür er mich hält! Mich drei Abend hinter einander bei dem Brunnen des Innocens paſſen zu laſſen, das geht doch zu weit. Er wollte mich zum Weine führen, und anſtatt deſſen ließ er mich die friſche Luft ſchlucken, daß ich noch einen ſteifen Hals davon habe. Meinethalben mag er laufen ... er iſt nicht einmal hübſch ... aber ich halte auf Sitte. Uebrigens wenn er mich nicht wiederſehen will, ſo

laſſe ich ihn bitten, mir meine Zahnbürſte, die er mitgenommen hat, wiederzugeben. Wenn er ſich ordentlich aufgeführt hätte, würde ich ſie nicht wiederverlangen; aber gegen einen ſo undelikaten Menſchen darf man ſich nicht großmüthig zeigen, und ich ſehe nicht ein, warum ich ihm eine Zahnbürſte ſchenken ſollte.«

»Ich werde es ihm ſagen, ſobald ich ihn ſehe.«

»Ich werde Ihnen dafür ſehr verbunden ſein. Lebe wohl, Ninie, amüſire Dich recht gut und ſei nicht mehr ſo einfältig.«

Charlotte iſt fort. Ich nähere mich Ninie, die ein wenig gereizt ausſieht, und ſage zu ihr im Scherze: »Liebes Kind, ich geſtehe, daß ich unrecht habe.«

»Ach gut! wenn Sie's einſehen, ſo iſt es abgemacht, und ich bin nicht mehr böſe. Charlotte hat mich aufgefordert, Ihnen zu ſchreiben ... ich hätte es nicht gewagt.«

»Ich glaub' es wohl, aber hören Sie mich: ich kehre nicht zurück, um Ihnen von Neuem Liebe zu ſchwören — das hieße, Sie täuſchen.«

»Wie, mein Herr! Sie lieben mich nicht mehr, und das können Sie mir ſo trocken in's Geſicht ſagen!«

»Ich denke, die Wahrheit muß man ohne Umſchweife ſagen.«

»Nun, es iſt aber doch nicht gar zu artig, den Leuten in's Geſicht zu ſagen, daß man ihnen nicht mehr gut iſt.«

»Glauben Sie, es wäre beſſer, man machte es ihnen weis, wenn es nicht mehr der Fall wäre? Hören Sie, Ninie, ich empfinde viel Freundſchaft für Sie, weil Sie wirklich ein liebes Mädchen ſind, Sie haben gute Eigenſchaften, ſind ſanft, wenig gefallſüchtig, arbeitſam —«

»Gut, mein Herr, wenn Sie zugeben, daß ich das Alles bin, warum lieben Sie mich denn nicht mehr?«

»Ich ſage Ihnen, daß ich wahrhafte Freundſchaft für Sie fühle; aber hübſch wie Sie ſind, verdienen Sie einen Mann, der Sie von ganzer Seele liebt und glücklich macht.«

»Ich wäre aber recht glücklich mit Ihnen, wenn Sie nur freundlicher wären, und mich ſpazieren führten. . . . Ich würde nicht mehr von Adolph anfangen — nicht mehr Charlotten wiederſehen, — kurz Alles thun, was Sie wollten.«

»Sie ſehen, wie undankbar ich bin, daß mich das Alles nicht rührt. Wiſſen Sie, Ninie, wir wollen immer gute Freunde ſein, wenn auch keine Liebesleute mehr.«

»Das ist auch das Erstemal, daß man mir einen solchen Vorschlag macht. —«

»Jung und hübsch, wie Sie sind, werden Sie hundert liebenswürdigere Liebhaber finden, und mich bald vergessen haben.«

»Sie denken, daß Jeder so flatterhaft ist als Sie! Charlotte hat wohl recht, wenn sie sagt, daß die Männer alle mit einander nicht eine taube Nuß werth wären! Die kennt sie besser als ich. Wenn ich auf sie gehört hätte . . . dann hätte ich Sie zuerst im Stich gelassen.«

»Ninie, ich wiederhole es Ihnen, Charlotte giebt Ihnen sehr schlechte Lehren. Wenn Sie ihr gefolgt hätten, so wären Sie mir schon untreu geworden und was wäre die Folge davon gewesen? Ich hätte Sie verachtet, während ich jetzt mich Ihrer stets mit Freude erinnern werde und ich Sie bitte, dieses kleine Geschenk als Unterpfand unserer künftigen Freundschaft anzunehmen.«

Bei diesen Worten ziehe ich ein schwarzes Band, woran eine kleine goldne Uhr hängt, aus der Tasche und schlinge das Band um Ninie's Hals, welche zwar noch ihr Schmollen fortsetzen will, aber endlich halblächelnd zu mir sagt: »macht man denn den Personen Geschenke, die man nicht mehr liebt?«

»Warum nicht, Ninie!«

Ich umarme ſie dabei zärtlich, nachdem ich das Band befeſtigt, und ſie wiederholt: »Umarmt man auch noch die Perſonen, die man nicht mehr liebt?«

»Das hindert nicht, daran Vergnügen zu finden.«

Ninie gewährt mir noch mehrmals ihre Umarmung, indem ſie immer dabei flüſtert: »Aber kann man ſich denn gegen Leute ſo benehmen, die man nicht mehr liebt?«

Endlich mache ich Ninie begreiflich, daß wir ganz gute Freunde bleiben können, ſie läßt ſich das Verſprechen geben, daß ich ſie noch dann und wann beſuchen würde, und wir ſcheiden, Eines mit dem Andern recht zufrieden.

Iſt eine ſolche Trennung nicht jenen Vorwürfen, Thränen, Beſchimpfungen vorzuziehen, womit man ſich meiſtens in einem ſolchen Falle überhäuft? ſollte man nicht denen, welchen man Augenblicke des Glückes zu verdanken hat, immer einige Freundſchaft bewahren?

Aber Niemand will ſeine Schwächen eingeſtehen, und ſo ſchleppt man ſich denn, weil Eines an des Andern Treue glaubt, in einem langweiligen Verhältniſſe fort, wärend es nur darauf ankäme, ſich zu verſtändigen.

Achtes Kapitel.

Die Gesellschaft bei Frau von Rémonde.

Diesen Abend gehe ich also zu der von Jenneville so gepriesenen Dame. Doch er ist verliebt in Sie, und so werde ich ohne Zweifel das Portrait, welches er mir von Herminie entworfen hat, sehr geschmeichelt finden. Man muß immer in die Lobeserhebungen der Liebhaber einiges Mißtrauen setzen; es hat damit dieselbe Bewandtniß, wie mit den Liebhaber-Konzerten, dem selbstgezogenen Wein, der Hausmannskost und jenen unter allgemeinem Beifalle aufgeführten Stücken.

Ich habe mit Jenneville ein Stelldichein im Palais royal vor der Rotonde verabredet, aber im Augenblicke, wo ich mich dorthin begeben will, sehe ich Jolivet kommen, den ich seit dem Tage, wo

wir bei Champeau gegeſſen, nicht wieder geſehen habe.

»Guten Morgen, mein Freund, mir ſcheint, Du biſt im Begriff auszugehen?«

»Ja, ich wollte nach dem Palais royal gehen, um Jenneville dort zu treffen.«

»Wollt Ihr zuſammen ſpeiſen?«

»Wahrſcheinlich.«

»Ach! ich weiß nicht einmal, wo ich heut eſſen werde ... ich hatte eigentlich Luſt, in Deiner Geſellſchaft zu ſpeiſen.«

»Du ſiehſt, es kann nicht ſein ... Gehſt Du mit mir denſelben Weg?«

»Ja, ich begleite Dich bis hin.«

Ich mache mit Jolivet keine Umſtände und ſteige mit ihm hinab. Ich leſe ſeine Unzufriedenheit in ſeinem Geſicht, er überlegt ſich, daß er heut ſein Mittageſſen ſelbſt wird bezahlen müſſen. »Ja, ſag' einmal,« redet er mich an, »haſt Du Dubois ſchon lange nicht geſehn?«

»Nein, zu meinem Befremden: ich muß zu ihm gehen, um zu ſehen, ob er etwa krank iſt.«

»Nein, er iſt nicht krank, denn ich war mehrmals bei ihm und immer ſagte man mir, er ſei ausgegangen. Haſt Du von ſeiner Geſchichte im Colyſeum gehört?«

»Im Colyseum? nein; was ist's denn damit?«

»Sonntag vor vierzehn Tagen begegne ich Dubois auf den Boulevards. Er sagt mir: »ich gehe nach dem Colyseum, willst Du mit mir kommen?« Ich liebe diese Bälle dort grade nicht sonderlich, lasse mich aber doch mitschleppen. Auf dem Balle angekommen, fängt Dubois an, mit den Mädchen dort ... die er fast alle kennt, zu schäkern und zu plaudern; er tanzt, er walzt — kurz er ist obenauf und überschreit Alles, selbst die große Pauke. Bald sagt er mir: »Wir wollen Punsch geben lassen.« Ich hatte keine Lust, da er aber darauf besteht, so gebe ich nach. Wir setzen uns an den Tisch, haben aber kaum ein Glas getrunken, als man das Zeichen zum Contretanz giebt, worauf mich Dubois mit den Worten verläßt: »ich will tanzen, und werde Dich nachher wieder hier aufsuchen.« Er läuft auf ein dickes Weibsstück zu, welche neben uns stand, engagirt sie und als sie ihm erwidert: »mein Herr, ich bin schon versagt,« spricht er zu ihr: »Aber Sie sehen doch, daß man Sie nicht holt, und der Contretanz schon begonnen hat; man hat auf Sie vergessen, und es wäre unverzeihlich, wenn Sie nicht tanzen wollten. ... Kommen Sie, mein Fräulein, ich stehe für Alles, und wenn Ihr Tänzer sich ereifert, so soll er es mit mir zu thun haben.« Das

dicke Lastſtück welches fürchtet, ſitzen bleiben zu müſſen, giebt nach und folgt Dubois. Ich, den Punſch warm haltend, ſah von unſerm Tiſche aus ihrem Tanzen zu, als plötzlich beim Balancez ein ſchnurrbärtiger und dekorirter Herr ſich vor Dubois hinſtellt und zu ihm ſagt: »Mein Herr, ich hatte dieſe Dame engagirt, Sie dürfen nicht mit ihr tanzen.« Dubois läßt ſich aber in ſeinem Balancez nicht ſtören, ſondern ruft: »Wie Sie ſehen, darf ich es doch.« — »Mein Fräulein, Sie werden mit mir tanzen,« ſchreit der Militair; aber Dubois reißt ſie fort und läßt ſie queue du chat machen, indem er zu ihr ſagt: »immer tummeln Sie ſich, laſſen Sie ſich nicht ſtören, meine Schöne.« Der Soldat, der durchaus nicht will, daß ſeine Schöne ſich mit einem Andern herumtummelt, läuft auf ſie zu und will ſie beim Arme nehmen, als Dubois, welcher ruhig forttanzt, ihm auf die Füße tritt. Da hebt der Militair die Hand auf, um ihm eine Ohrfeige zu geben: Dubois aber weicht aus und die Dicke bekommt anſtatt ſeiner die Ohrfeige.

Bei dieſem Vorfalle kommt Alles in Bewegung; der Tanz hört auf, man umringt die beiden Streiter. Die dicke Schöne weint, Dubois ſchreit und der Militair ſchwört, er wolle ihm für

die Ohrfeige, welche das Mädchen abgekriegt, einen Degenstoß geben. Die Polizei kommt dazu und will den Frieden wiederherstellen, aber Dubois ist nicht mehr zu sehen; sein Gegner sich durch die Menge drängend, entfernt sich auch, und wir Alle glauben, sie würden sich jetzt schlagen, oder doch eine Zusammenkun ftverabreden — da kehrt nach einer Viertelstunde der Militair zurück, wüthend, daß er Dubois nicht mehr getroffen und seiner vergeblich an der Thüre gewartet hat. Man lacht über dieses Abentheuer mit Ausnahme der Dicken, die sich die Backe streichelt mit den Worten: »der Herr hatte mir doch versprochen, für Alles stehen zu wollen.« Kurz der Militair schwur, Dubois, wo er sich betreffen ließe, niederzustoßen und ich war genöthigt, die halbe Bowle zu bezahlen; Dubois muß mir aber das Geld wiedergeben, denn er hatte mich dazu eingeladen.«

Was mir Jolivet eben erzählt hat, befremdet mich gar nicht, denn es ist nicht das Erstemal, daß Dubois ein Abentheuer der Art begegnet. Wir sind inzwischen im Garten des Palais Royal angekommen, Jolivet dreht und wendet sich, indem er vor sich hin murmelt: »Ihr werdet wohl Jeder auf seine Kosten speisen?«

»Ja wohl.«

»Ach ja . . . aber ihr treibt es immer zu großartig, ihr verzehrt zwölf, fünfzehn Francs der Mann; einen kleinen Thaler wollte ich auch daran wenden, aber mehr nicht.«

Ich bin es überdrüßig, immer für Jolivet zu bezahlen und da er sieht, daß sein Antrag keinen Eindruck auf mich macht, entschließt er sich endlich mich zu verlassen, indem er ausruft: »Der Tausend, ich bin ja in dem Viertel meiner Tante . . . ich dachte gar nicht daran! Da will ich ihr doch in Eile guten Tag wünschen. Es ist noch nicht halb sechs Uhr . . . ich komme noch zu recht. Adieu, Deligny, und wenn Du Dubois siehst, sage ihm doch, daß ich funfzig Sous für den Punsch von ihm zu bekommen habe.«

Er entfernt sich in großer Eile. Was sind das für eigennützige Leute; sie erinnern sich niemals ihrer Verbindlichkeiten, vergessen aber auf den Pfennig nicht, den man ihnen schuldig ist. Ich sehe eben Jenneville — aber in Begleitung eines Andern, Blagnard's. Das kommt mir ungelegen: ich sähe es lieber, mit Jenneville allein zu sein. Die Herren kommen mit offenen Armen auf mich zu.

»Theurer Freund,« sagt Jenneville, »Sie werden böse auf mich sein; ich hatte vergessen, daß mich Blagnard bereits eingeladen, aber er macht

meinen Fehler dadurch wieder gut, daß er auch ſie bittet, ſeine Einladung anzunehmen, die Sie hoffentlich nicht ausſchlagen.« Herr Blagnard erſchöpft ſich in Artigkeiten, um mich zur Annahme ſeiner Einladung zu bewegen, ſo daß es unmöglich iſt, ſie auszuſchlagen. Der Menſch will durchaus den Amphytrion ſpielen — ſei es aus Eitelkeit oder aus Berechnung.

Bei Beauvilliers will Blagnard uns traktiren; dort war ein kleiner Salon uns vorbehalten. Es geſellten ſich noch zwei ſehr elegante Herrn zu uns: man trug auf, und obwohl wir nur fünf Perſonen waren, ſo hätte es doch für fünfzehn hingereicht. Welche Koſtbarkeit, welche Verſchwendung! welche Feinheit in Auswahl der Speiſen und Blagnard entſchuldigte ſich noch, daß er ſo wenig Umſtände gemacht habe! Das ſieht freilich aus, wie ein ſchlechter Witz.

Während des Eſſens ſpricht man von Geſchäften und Vergnügungen, von dem Stand der Rente und dem neueſten Schauſpiele, von der Lage Europa's und Odry's letztem Calembour. Blagnard ſpricht über Alles mit großer Zuverſichtlichkeit; ſeine Anſichten ſind oft irrig, aber er ſpricht wie ein Mann, der überzeugt iſt, daß, wenn man die Taſchen

voll Geld hat, man klüger iſt, als jeder Andere, und dieſe Ueberzeugung theit er mit Vielen.

Jenneville ſehnt ſich nach Herminien und ich langweile mich bei Blagnard's Geſchwätz. Wir beeilen uns daher unſern Kaffee zu trinken, und verlaſſen unſern Gaſtgeber, um zu Madame von Rémonde zu gehen. Sie wohnt auf der Straße Le Pelletier in einem ſehr ſchönen Hauſe, deſſen Hof durch Gas erleuchtet wird.

»Mein Freund,« ſage ich zu Jenneville, als ich mit ihm eine Treppe, die gleich meinem Salon gebohnert iſt, hinaufſteige, »in ein Haus, wie dieſes geht man ſonſt nicht vor neun Uhr — und es iſt erſt halb neun. Ich komme zu früh, wir werden Frau von Rémonde noch allein treffen.«

»Nein, nein, an ihren Geſellſchaftstagen hat ſie immer einige Perſonen zum Mittageſſen bei ſich, ſo daß ſie nicht allein ſein wird —«.

»Dann wette ich, daß man noch bei Tiſche ſitzt.«

»Nein, ſie erwartet uns — ſie wird die Tafel zeitig aufgehoben haben.«

Wir kommen in den zweiten Stock; ein Bedienter nimmt unſre Mäntel in Empfang, fragt nach unſern Namen, und öffnet die Thür eines ſchönen Salons, indem er uns ankündigt als: »Herr Jenneville, Herr Deligny.«

Wir treten ein und ich muß darüber lachen, daß uns der Bediente, da noch keine Seele da ist, den leeren Tischen und Stühlen angemeldet hat.

»Was, Niemand hier,« ruft Jenneville, »so ist man doch noch nicht von Tische aufgestanden.«

»Ich sagte es Ihnen ja, mein Bester; Sie wissen wohl, daß man jetzt erst um halb sieben Mittag ißt, bis man am Ende das Mittagessen ganz abschaffen wird.«

»Ich hatte Herminien doch versprochen, recht zeitig zu kommen.«

»Wenn ich nicht in Ihrer Gesellschaft wäre, ginge ich noch einmal weg, und würde mir erst das Ballet in der Oper ansehen.«

Jenneville antwortet mir nicht und geht verdrießlich im Salon auf und ab. Ich errathe seine Gedanken. Wahrscheinlich nimmt er es Frau von Rémonde übel, daß es ihr noch bei Tische gefällt, da sie doch seine Ankunft voraussetzen kann; doch die Thüre, wodurch wir eingetreten sind, öffnet sich und der Bediente meldet, ohne daß er diesmal zu den Meubles im Salon spricht, Madame Saint-Julien und Herrn Melino an.

Der Herr nnd die Dame treten ein, und ich mache die Honneurs; biete der Dame einen Stuhl an, und bewillkommne den Herrn. Es ist

ſpaßhaft genug, in einem Hauſe, wo man ſelbſt zum Erſtenmale iſt, die Honneurs zu machen; aber in Paris begegnen Einem noch weit ſonderbarere Dinge.

Die angekommene Dame iſt ziemlich hübſch, doch fürchte ich, vertragen ihre Reize weder das helle Sonnenlicht, noch paſſen Voltaire's Verſe auf ſie:

Was andern Kunſt verleiht, das that für dich Natur.

Doch ſetze ich mich neben ſie, und plaudere mit ihr. Ich habe die Damen gern, mit denen man ohne weitere Vorrede ſchwatzen kann, und die Euch ohne Befremden, ohne Befangenheit zu verrathen, und nicht blos einſylbig antworten, und dabei Euch noch eine Gunſt zu erweiſen ſcheinen.

Ich möchte wiſſen, ob der kleine, dicke Herr, welcher zugleich mit Madame Saint-Julien eingetreten, auch mit ihr gekommen iſt; ſeit ſeiner Ankunft hat ſich Herr Melino von dem Seſſel, in den er ſich geworfen, nicht gerührt, ſondern ſchaukelt ſich in demſelben mit Wohlgefallen, indem er mit ſeinem Uhrpettſchaft ſpielt.

Die Saalthüre geht wieder auf, der Bediente meldet an, ſehr geputzte Damen treten ein, unter denen ich aber wenig junge und hübſche bemerke; auch Herren jedes Alters füllen den Salon, wo nur noch die Wirthin fehlt. Man ſcheint ſich indeß

um ihre Abwesenheit wenig zu kümmern, man begrüßt sich, setzt sich und plaudert. Zwei junge Leute haben sich bereits an einen Tisch gesetzt, wo die dort liegenden Karten nur auf Spieler warten. Es ist nichts Ungewöhnliches, daß viel Leute in eine Gesellschaft gehen, ohne sich um die Personen, bei welchen sie sind, zu bekümmern; habe ich doch oft in jenem Trubel, welchen man eine Réunion nennt, bemerkt, daß die Wirthin, obwohl sie nicht die Hälfte der Anwesenden zu Gesicht bekommen, nachher zu einer oder der andern Freundin sagte: »Führen Sie doch den und den Herrn bei mir ein, er soll sehr liebenswürdig sein —« worauf die Freundin antwortete: »Ich habe ihn schon mitgebracht, er war bei Ihrer letzten Soiree.«

»Ei, was Sie sagen, ich habe ihn nicht gesehn . . . Nun wohl, so bringen Sie mir ihn wieder und lassen Sie mich ihn sehen.«

Endlich öffnet sich eine Thür, welche der, wodurch wir eingetreten sind, gegenüberliegt, für eine neue Gesellschaft, wodurch nun der Salon voll wird. Eine Dame ist an der Spitze dieser Gesellschaft und an der Sicherheit, womit sie ieden begrüßt, an der Freundlichkeit, welche sie an die Damen verschwendet, und an dem Lächeln, welches sie den Herren schenkt, erkenne ich in ihr Frau

von Rémonde. Ich täuſche mich nicht, denn Jenneville ſucht ſich Bahn zu machen, um ſich ihr zu nähern. Dieſe Dame iſt ſehr hübſch, ihre Figur ſchlank und fein, ihre Züge ſehr ausdrucksvoll; ſie iſt brünett und ihre Augen haben ein Feuer, das ſich noch durch die Gewandtheit, womit man ſie ſpielen läßt, zu vermehren ſcheint; hierzu ein wohlgebildeter Mund, der bald zärtlich, bald boshaft lächelt, eine ſchöne Naſe; — ja, Frau von Rémonde iſt ſchön. Aber ich werde mich nicht in ſie verlieben, es giebt hundert niedliche Mädchen, die mir beſſer gefallen würden, als dieſe große Dame da.

Endlich iſt es Jenneville gelungen, ſie anzureden; er ſpricht halblaut zu ihr. Ohne Zweifel beſchwert er ſich — doch ſcheint man kaum auf ihn zu hören, man lacht überlaut, und das iſt kein Zeichen, daß man von ſeinen Klagen gerührt iſt; er iſt beleidigt, will ſich entfernen — man hält ihn zurück, man flüſtert ihm ein Wörtchen zu, indem man ihm einen gewiſſen, ausdrucksvollen Blick zuwirft, und er iſt beruhigt, bezaubert. — Frau von Rémonde kennt die Macht, die ſie über ihn hat. — In ſeiner Entzückung, denkt Jenneville nicht an mich, und doch kann ich mich nicht ſelbſt vorſtellen und bin auch nicht gewöhnt, in einem Salon wie im Foyer eines Theaters herumzuſchlendern.

Nun man muß warten, bis die Dame Zeit gehabt haben wird, die ganze Gesellschaft zu begrüßen. Aha! Jenneville kommt zu mir, und wir benutzen den Augenblick, wo Herminie nicht zu sehr in Anspruch genommen wird.

»Madame, ich stelle Ihnen hier meinen besten Freund vor, Herrn Deligny, von dem ich oft zu Ihnen gesprochen habe.«

»Alle Ihre Freunde sind auch die meinigen, und so oft der Herr mich besuchen will, wird es mir jedesmal sehr angenehm sein.«

Auf diese Artigkeit antworte ich mit einer tiefen Verbeugung, indem ich stammle: »Madame . . . gewiß — ich bin entzückt —«

Ich glaube, ich habe meine Redensart nicht beendet; aber man beendet diesen Austausch von Höflichkeiten, in der Regel auch nicht; der Schluß ist immer eine Verbeugung, worauf die Wirthin sich zu andern Personen wendet.

Jetzt, da ich in der Gesellschaft der Frau von Rémonde eingeführt bin, wollen wir doch sehen, wie diese Gesellschaft zusammengesetzt ist. Nach dem Aeußeren zu urtheilen, sind alles sehr reiche Leute, oder machen glänzende Geschäfte: so eben war ich in der Nähe einer Gruppe, die nur nach Millionen rechnete. Der Eine hatte eben ein herr-

liches Landgut gekauft, der Andere hat ein Unternehmen vor, welches den Aktionairs fünfzig Prozent abwirft, der dritte wußte nicht, wie er seine Kapitalien unterbringen sollte. Aber ich weiß nicht, warum ich diesen Leuten nicht traue . . . in ihrem Ton, in ihrem Benehmen liegt etwas, wodurch sich der Intriguant zu erkennen giebt. Bei Einigen mag ich mich täuschen — im Allgemeinen gewiß nicht. Man spielt Ecarté und Bouillotte.

Drei schon ältliche Damen haben sich zum Bouillotte hingesetzt, und sprechen ihr: ich passe, mit einem Tone, als hätten sie in ihrem Leben nichts anderes gethan. Herr Melino, der mit diesen Damen spielte, hat sein Va-tout verloren und da man mir seinen Platz anbietet, nehme ich ihn an. Der Einsatz ist nur fünf Francs und ich nehme mir vor, ihn nur einmal zu wagen. Bei der ersten Tour leiht die eine Dame eine Marke, bleibt mir die andre einen Fisch schuldig, und ich bin zu galant, um sie darum zu mahnen. Ueberdies hat die Dame, welche mich so oft bittet, ihren Einsatz zu zu machen, nur ein Goldstück, welches sie nach ihrer eigenen Versicherung nur ungern verlieren würde. Kurz, mein Einsatz ist bald weg und ich stehe auf, ohne meine Marken und meine Fische zurückzubekommen.

Ich komme zu einem Ecarté-Tische, wo es

wegen der vielen Wettenden auf jeder Seite schwer hält, heranzukommen. Die Tafel ist mit Gold bedeckt .... soll ich auch ein Paar Fünffrankenstücke daran wagen? indeß da ich einige liegen sah, bin ich so frei, zwei hinzuwerfen, indem ich auf einen jungen Mann halte, der Glück zu haben scheint. Aber man läßt den armen jungen Menschen nicht seinen Eingebungen folgen, jeder, welcher auf seiner Seite wettet, lehnt sich auf ihn, und schreit ihm mit befehlendem Tone zu: Spielen Sie das aus ... Nein, das ... Spielen Sie nur das ... In der Mitte ... Nein links ... Ich sage Ihnen, mein Herr, ziehen Sie nur die Karte.

Betäubt durch diese Rathschläge, die wie Befehle klingen, weiß der junge Mann am Ende nicht mehr, woran er ist; er spielt schlecht, verliert und wird am Ende noch von den Wettenden ausgescholten, obwohl ihn ihre Rathschläge in's Unglück gebracht haben. Wahrhaftig, das ist ein Vergnügen, in einer großen Gesellschaft Ecarté zu spielen!

Was mich anbelangt, ich möchte keine Karte anrühren, denn unter diesen Wettliebhabern giebt es Einige, die in einem so unverschämten Tone rathen oder tadeln, daß ich nicht fähig wäre, ihre Andeutungen ruhig anzunehmen; es ist vernünftiger, wenn ich mich von diesem Tische entferne, diese Herrn, die

ganz so aussehen, als machten sie aus dem Spiele ein Gewerbe, verlasse und mich wo möglich anderswo zu unterhalten suche.

In einer andern Stube sehe ich einen Ecarté-Tisch, wo Damen spielen; dort wird niedriger gespielt; aber, im Ganzen genommen, scheint doch das Spiel hier Hauptsache, ja vielleicht einziger Zweck der Zusammenkunft zu sein.

Es ist doch eine traurige Gesellschaft, welche man nur besucht, um Geld zu gewinnen, oder zu verlieren. Ich weiß voraus, daß mich Frau von Rémonde nicht oft wiedersehen wird. Sie kommt eben auf mich zu, und da sie mich unbeschäftigt sieht und vielleicht vermuthet, daß ich mich langweile, sagt sie:

»Wie, mein Herr, Sie haben nichts vor?«

»Ich habe eben gespielt, Madame.«

»War Ihnen das Glück günstig.«

»Noch nicht.«

»Ich bin Herrn Jenneville viel Dank schuldig, daß er mir das Vergnügen verschafft hat, Sie kennen zu lernen.«

»Im Gegentheil bin ich ihm dafür verbindlich.«

»Kennen Sie Herrn Jenneville schon lange.«

»Nun — nicht allzulange.«

»Wenigstens sind Sie Beide, wie ich weiß,

ſehr vertraut mit einander; er iſt Ihr aufrichtiger Freund. Er macht mir oft das Vergnügen, mich zu beſuchen und ich hoffe, Sie werden ihn künftig begleiten. Gewöhnlich ſpeiſen an den Geſellſchaftstagen einige Freunde bei mir und Sie müſſen mir verſprechen, deren Zahl zu vermehren.«

»Sie ſind zu gütig, Madame.«

»Sie ſehen, man macht hier keine Umſtände. — Jeder thut bei mir, was er will . . . ich verabſcheue jeden Zwang und laſſe meinen Freunden volle Freiheit.«

»Will Niemand zum Bouillotte eintreten,« ruft die alte Dame, die nicht wechſeln will und Frau von Rémonde drängt mich an den Tiſch mit den Worten: »Herr Deligny, Sie müſſen eintreten.«

»Nein, ich habe dort ſchon geſpielt.«

»Aber es fehlt an einem Spieler . . . ſetzen Sie ſich.«

»Ich würde es aber vorziehen —«

»Setzen Sie ſich nur dorthin; ich bin gewiß, der Platz iſt gut und Sie werden gewinnen.«

Da kann ich nicht ausweichen, ich muß mich zum Bouillotte zu den alten Damen ſetzen, welche betrügen und mir meine Marken nicht wiedergeben. Frau von Rémonde hat eine ſonderbare Art, ihren Bekannten volle Freiheit zu laſſen, — doch hat ſie

mich mit Artigkeiten überhäuft und ich muß mich deren dadurch würdig bezeugen, daß ich mit Anstand mein Geld verliere. Diesmal sitzt wenigstens Frau von Saint-Julien neben mir; sie ist sehr liebenswürdig. Während des Spiels plaudern und lachen wir mit einander und ich glaube, wir waren die Einzigen in der Gesellschaft, welche gelacht haben. Auch schien dies den drei bejahrten Damen zu mißfallen, an deren Parthie wir Theil nehmen: die, welche nicht wechseln will, sagt mehrmals zu mir: »Mein Herr, Sie sind nicht beim Spiel.« Ich denke wohl, denn ich verliere mein Geld; aber offenbar darf man nicht mit Lachen verlieren.

Mein Einsatz ist nochmals verloren, und ich stehe auf; aber ich setze mich neben Frau von Saint-Julien, wäre es auch nur, um die alten Spielerinnen, die mir mein Geld abgewonnen, zu ärgern. Wir fahren fort zu plaudern und zu lachen. Ich kenne diese Dame nicht, aber sie ist heiter, liebenswürdig und ich betrachte es als ein Glück, sie in dem Salon getroffen zn haben; bei ihr fühlt man sich gleich, wie bei einer alten Bekannten. Ich bin so weit, ihr meinen Arm zur Begleitung anzubieten, als sie, in lautes Gelächter ausbrechend mir antwortet: »Aber was wollen wir denn mit Herrn Melino machen?«

»Wie, der Herr iſt mit Ihnen? Wird er Sie nach Hauſe begleiten?«

»Ja wohl.«

Sonderbar, und ſie haben ſeit ihrem Eintritt in den Salon nicht ein Wort mit einander gewechſelt. Nun, da Herr Melino der Begleiter der Frau von Saint-Julien iſt, ſehe ich nicht ein, warum ich länger in einem Hauſe bleiben ſoll, wo es mir durchaus nicht gefällt. Ich habe dreißig Franks verloren, was für einen jungen Mann, der nur Drei Tauſend ſechs Hundert Franks Einkünfte hat, genug, vielleicht zu viel iſt, beſonders wenn man es mit Leuten verloren, die ſo unliebenswürdig ſind, daß ſie mir kaum einen Blick geſchenkt haben, weil ich armer Teufel, nicht Gold mit vollen Händen wegwarf.

Jenneville plaudert mit der ſchönen Herminie; er achtet nicht auf mich. Ich ſchleiche mich aus dem Salon, muß aber im Vorzimmer noch fünf Minuten warten, ehe man aus dieſer Unzahl von Kleidungsſtücken, wodurch das Zimmer das Anſehn einer Schneiderwerkſtatt gewinnt, meinen Mantel herausgefunden hat.

Endlich habe ich meinen Mantel, in den ich mich einwickele, und die Geſellſchaft der Frau von Rémonde verlaſſe.

Neuntes Kapitel.

Immer noch die Unbekannte.

Nein, sagte ich einige Tage nach jener Soiree bei Frau von Rémonde, diese Gesellschaft wird mich nicht oft wiedersehen. Wenn ich mir überdenke, auf welche Art ich mein Vermögen von der Zeit an, daß ich mein eigner Herr geworden, durchgebracht habe, ist das stets mein größter Verdruß, daß ich nicht einmal immer für mein Geld Vergnügen gehabt habe. Wenn ich mir Genuß dafür verschafft hätte, mag's sein — aber sich ruiniren und nicht einmal Vergnügen dafür haben — wahrhaftig, das ist zu dumm, obwohl es Einem oft genug begegnet.

Habe ich mich zum Beispiel bei Frau von Rémonde für meine dreißig Franks amüsirt? Im Gegentheil; und hätte mich nicht noch die Unterhaltung mit Frau von Saint-Julien ein wenig zerstreut, ich hätte wahrhaftig nicht einmal Gelegenheit gefunden, ein wenig zu lachen. Ich weiß wohl, daß man aus Artigkeit, um den Ton mitzumachen oder

aus Gefälligkeit Gesellschaften besucht, aber für die Zukunft habe ich mir es fest vorgenommen, nur meiner eigenen Neigung zu leben. Ueberhaupt ist es eine Dummheit, sich für Andere aufzuopfern; man hat nicht einmal einen Dank dafür.

Es verlangt mich recht nach der schönen Jahreszeit: sobald die Bäume nur einiges Grün wiederhaben werden und das Feld seinen Frühlingsschmuck, werde ich meinen Vater besuchen; ich habe mir vorgenommen, einige Monate bei ihm zu verleben. Er wird sich recht darüber freuen und ich werde in dieser Zeit sparen, denn auf dem Lande hat man tausend Vergnügungen, die nichts kosten, wie z. B. Jagd, Fischfang, Spaziergang u. s. w.

Ja, dieser Plan ist hübsch: ich habe ihn zwar schon oft gefaßt und mich durch irgend einen nichtigen Grund, eine Liebschaft — in Paris zurückhalten lassen, doch hoffe ich, wird sich diesmal der Ausführung nichts entgegenstellen.

Das Wetter ist heut so schön, die Temperatur so mild und zum Spaziergange einladend, daß ich Lust fühle, ein wenig auszugehen, besonders da ich oft bemerkt, daß man an den ersten schönen Tagen immer einer Menge hübscher Weiber begegnet; sie warten, gleich den Blumen, die sich des Winters

verbergen, nur auf den ersten Sonnenstrahl, um sich zu zeigen.

Ich war auf dem Boulevard, meiner Lieblings-Promenade, als ein Herr, den ich im ersten Augenblick nicht erkannte, lächelnd auf mich zukommt.

»Wie Du bist es, Dubois? Wie hast Du Dich denn so verändert? seit einem Monate, daß ich Dich nicht gesehen, bist Du ganz unkenntlich geworden. Aha, nun begreife ich — der Backenbart giebt Dir ein anderes Ansehen — Du trugst früher keinen.«

»Nein, aber nicht wahr, er steht mir gut?«

»Nun, Du gefielst mir auch ohne denselben.«

»Er kleidet besser; man sieht männlicher aus. Uebrigens habe ich eine neue Geliebte, die auf Backenbärte viel hält . . . sie schenkte mir zugleich mit ihrem Herzen einen kleinen elfenbeinetnen Kamm, um dem Backenbarte einen guten Strich zu geben und sagte: »Mein theurer Freund, von dem Tage an, da Sie Ihren Backenbart abschneiden, rechnen Sie nicht mehr auf meine Treue.«

»Den Teufel auch! dieses Weib sollte sich einen Sappeur zum Geliebten nehmen.«

»Nun, ich finde das sehr bequem, wenn sie mir nicht mehr gefällt, lasse ich mich rasiren und dann gute Nacht — mit uns ist's aus.«

»Aber was haſt Du denn ſeit einem Monate, daß ich Dich nicht ſah, getrieben?«

»Mein Freund, ich ging wie gewöhnlich meinen Leidenſchaften nach.«

»Ja, Charlotte läßt Dich bitten, ihr ihre Zahnbürſte wiederzubringen.«

»Gut, ſobald als möglich; ich ſehe, wo das hinaus will; es iſt eine Falle, um mich wiederzuſehen — aber ich habe dieſen Liebſchaften am Brunnen des Innocens entſagt und bin gegenwärtig auf die Wäſcherinnen verſeſſen. Darunter giebt's reizende Mädchen, und ich habe die Beobachtung gemacht, daß ſie nicht ſo gefräßig ſind, als die Franſenmacherinnen — was doch auch in Betracht kommen muß. Ich werde ſparſam wie Jolivet.«

»Ach, dabei fällt mir ein, daß mir Jolivet Dein Abentheuer im Kolyſeum erzählt hat.«

»Welches Abentheuer?«

»Erinnerſt Du Dich nicht mehr an das arme Mädchen, welches die Ohrfeige bekam, die Dir beſtimmt war?«

»Ach ja — ja — ein Mann mit einem Schnauzbart, der da viel Lärmen machte. Donnerwetter, ich habe ihm gezeigt, daß ich mich im Tanzen nicht ſtören laſſe.«

»Ich weiß nicht, was Du ihm gezeigt haſt,

aber nach Jolivet's Erzählung ist er bei seiner Zurückkunft in den Saal, wüthend darüber gewesen, daß er Dich nicht draußen getroffen und hat geschworen, Dich, wo er Dich erwischen würde, niederzustoßen.«

»Er sagte das — er wagte, so etwas zu sagen.«

Dubois bricht mitten in seiner Phrase ab und scheint verwirrt; ich suche nach der Ursache seines Erschreckens nnd sehe einen dekorirten, schnurrbärtigen Herrn an uns vorübergehen.

Sobald Dubois bemerkt, daß dieser Herr, ohne auf uns zu achten, seinen Weg fortsetzt, nimmt er das Gespräch wieder auf:

»Für's Erste, erzählt Jolivet die Dinge immer ganz verkehrt. Er trank Punsch, und konnte also nicht sehen, was vorging.«

»Ja, er sagt, Du wärest ihm auch noch den Punsch schuldig.«

»Der gemeine Wicht — er ist ein wahrer Wucherer, dieser Mensch. Hundertmal habe ich für ihn bezahlt, im Theater, beim Essen; und nun hat er mich überlaufen, um seine fünfzig Sous wiederzubekommen. Nun wenn er auf die Art nicht reich wird, ist's nicht seine Schuld. Solche Freunde möchte man sich in Gold fassen lassen. Gewiß wenn . . .«

Dubois bricht wieder ab, tritt mir auf den Fuß und verzieht das Geſicht auf eine Weiſe, daß er dadurch ganz unkenntlich wird; und zwar, weil wieder ein Offizier bei uns vorbeiging.

»Ei mein Freund,« ſage ich zu ihm, »wie mir ſcheint, giebt Dir jetzt jedes ſchnurrbärtige Geſicht Leibſchneiden.«

»Wie? bah — warum denn?«

»Warum! ich weiß nicht . . . doch halt! ich hab's nun . . . ha, ha, ha! der arme Dubois!«

»Worüber lachſt Du denn?«

»Nun errathe ich auch, warum Du einen Backenbart trägſt, ha, ha, ha!«

»Ich weiß nicht, was Du meinſt; aber ich ſagte Dir die Wahrheit . . . nur meinem Gegenſtande zu Gefallen.«

»Und weil Dich ſo der aus dem Kolyſeum nicht wiedererkennt.«

»Ah! wenn mir das ein Anderer ſagte, würde ich's ſehr übel nehmen; aber bleiben wir nicht auf dieſer Seite des Boulevards . . . . es hat zu viel Sonne hier.«

»Ja, und man begegnet zu vielen Militairs hier.«

»Komm mit nach dem Palais royal, ich habe dort eine Beſtellung auf Muskatennuß und Kakao.«

Da ich mir kein beſtimmtes Ziel vorgeſteckt,

laſſe ich mich mit nach dem Palais royal ſchleppen. Ueberdieß iſt jene Gegend jetzt wieder mehr von guter Geſellſchaft beſucht, und ſeitdem man die Omnibus-Nymphen verjagt, dürfen anſtändige Damen keinen Anſtand mehr nehmen, dort zu promeniren.

Wir waren im Garten; Dubois erzählt mir von ſeinen Eroberungen und vom Preiſe des Zuckers, als ich plötzlich ſtehen bleibe und ihn nun meinerſeits mit einer konvulſiviſchen Bewegung am Arm drücke, ſo ſtark, daß er faſt erſchrickt.

»Was haſt Du denn,« ſagte er, »Du ängſtigſt mich faſt.«

»Ah, mein Freund, dort iſt ſie . . . ſie iſt's ganz gewiß.«

»Wer iſt denn die ſie?«

»Jene reizende Frau, die ich in der Gaité geſehen, und in der Oper wiedertraf, und mit der ich noch nicht habe Bekanntſchaft machen können — Da, ſiehſt Du — vor uns — ſie hat nicht ihre violette Hülle um, aber ich habe ihr Geſicht geſehen . . . ſie geht beim Baſſin vorbei . . . ſie giebt einer andern Dame den Arm.«

»Ja, ja, ich ſehe, die Dame im grünen Kleide, elegante und leichte Haltung.«

»Nun, diesmal muß ich ihre Adreſſe erfahren.«

»Höre, wir wollen unſre Schritte verdoppeln, und wenn wir hinter jenen Damen ſind, treten wir Ihnen auf die Ferſen; auf die Art knüpft man ein Geſpräch an; oder Du ſtößt mich und ich falle auf die Eine und du fängſt dann Streit mit mir an.«

»Mein theurer Dubois, nichts von dem Allen, ſondern Du wirſt die Gefälligkeit haben, mich zu verlaſſen und dann werde ich thun, was mir gut dünkt; ſchon einmal warſt Du Schuld, daß ich jene Dame nicht einholte, ich will nicht, daß es mir heut wieder ſo gehe. Adieu!«

»Wie Du willſt, Jeder nach Belieben. Ich werde Dich morgen beſuchen, um den Ausgang Deines Abentheuers zu erfahren.«

Er hat mich verlaſſen und ich kann mich nun ohne Zwang meinen Gefühlen überlaſſen — Weshalb ſetzt mich der bloße Anblick dieſer Dame ſo in Verwirrung! Wie kindiſch! eine Perſon, die ich nicht kenne — die ich vielleicht nie kennen ſoll . . . Iſt es Neugier, iſt es Vorgefühl? es iſt vielleicht noch nicht Liebe, was ich für die Unbekannte empfinde . . . mag es aber ſein, was es will; daß ich ſie nur nicht aus den Augen verliere.

Sie iſt in den Galerieen; dort, um ſie ja nicht zu verlieren, gehe ich näher an ſie heran; man

bleibt vor den Gewölben ſtehn und betrachtet die Zeuge. Ich muß alſo auch ſtehen bleiben und etwas zu beobachten ſcheinen. Ich muß recht dumm ausſehen; aber wenn man einer Frau nachgeht, in die man verliebt iſt, kümmert man ſich wenig darum, wie das läßt.

Sie hat mich nicht geſehn; ſie ahnt nicht, daß ich nur zehn Schritt von ihr entfernt bin .... und dann, erinnert ſie ſich auch meiner noch? Da, dort ſtehen ſie vor einem Bijouterie-Laden ... ich kann dem Verlangen, ihre Züge zu ſehen, nicht widerſtehen — ſchon deshalb, weil es, wenn ich mich im Garten getäuſcht hätte, zu komiſch wäre, wenn ich einer andern Dame nachginge.

In einem Augenblicke bin ich neben ihr und bleibe auch ſtehen, als wollte ich mir die Edelſteine anſehn, in der That aber um unter den großen Hut zu gucken. Ach, ich hatte mich nicht getäuſcht, ſie iſt es; ſie hat mich geſehn, wie es nicht anders möglich war — aber hat ſie mich wiedererkannt? Ich weiß nicht, höre aber, daß ſie zu ihrer Freundin ſagt: »Kommen Sie meine Theure, hier finden wir nicht, was wir ſuchen.«

Sie entfernen ſich, und ich folge ihnen wieder. Man geht aus dem Palais royal über die Straße Vivienne nach dem Börſen-Platz, und es kam mir

ſo vor, als hätte man, im Vorübergehen bei den Läden ſich ein wenig nach mir umgeſchaut, vielleicht um zu ſehen, ob ich noch da wäre? Man geht auf die Boulevarts und dreht ſich dann rechts. Schön, das iſt mein Viertel. Man geht durch das Thor Saint-Denis, alſo aus meinem Viertel heraus, aber ich würde ihr bis Vincennes folgen, wenn ſie dahin ginge; man kommt endlich nach der Chateau d'Eau, dort bleiben die beiden Damen ſtehen, und trennen ſich dann, indem die Eine nach der Bondy-Straße einbiegt. Mag ſie hingehen, wohin ſie will; es iſt nicht die, der ich nachgehe. Die Andere iſt nun allein .... ob ich's wage, ſie anzureden — ach nein; aber ſie geht immer die Boulevarts entlang — bei dem türkiſchen Kaffeehaus vorbei — dann in die Straße Charlot und von da in die Boucherat-Straße und tritt endlich in ein ſchönes Haus auf dieſer Straße, während ich am Eckſtein ſtehen blieb. Wohnt ſie aber auch dort? ſie kann dort eine Viſite machen, und ich habe ſie dann, wenn ich mich jetzt entferne, umſonſt verfolgt. Ich faſſe ſchnell einen Entſchluß; trete auch in das Haus, nehme ein Hundert-Sous-Stück in die Hand und wende mich dreuſt an den Portier. Ich habe noch nie die Erfahrung gemacht, daß einer einem Hundert-Sous-Stück widerſtanden hätte.

»Ich glaubte die Dame im weißen Hut, die eben eintrat, zu kennen, iſt es nicht eine Madame — Madame Benoit?«

»Nein, mein Herr, die Dame, welche eben hereinkam, iſt Madame Luceval, eine von unſern Hausbewohnerinnen.«

»Und iſt ſie nicht verheirathet an einen alten — einen alten Offizier?«

»Nein, ſie iſt Wittwe.«

»Ach, ſie iſt Wittwe — hat ſie nicht zwei kleine Töchter?«

»Nein, ſie hat gar keine Kinder.«

»Nun, ſo habe ich mich getäuſcht . . . ich danke, mein Freund.«

»Ihr Diener, mein Herr.«

Der Portier hat mein Hundert-Sous-Stück und ich bin überglücklich, da ich weiß, daß ſie dort wohnt, Wittwe iſt, und Luceval heißt.

Wozu ſollen mir dieſe Aufſchlüſſe dienen! Ich weiß es noch nicht; aber nun iſt mir dieſe Dame doch keine Fremde mehr. Sie iſt Wittwe — ſchon Wittwe! und ſie ſcheint höchſtens drei und zwanzig Jahr alt zu ſein. Schadet nichts — der Wittwenſtand erlaubt viele Freiheit . . . eine Frau kann dann ganz nach Gefallen leben, ſie braucht weder Vater noch Vormund, nach dem ſie ſich richten

muß; ich freue mich wirklich darüber, daß sie Wittwe ist.

Ich Dummkopf habe vergessen zu fragen, ob sie vorn heraus und in welchem Stocke sie wohnt. — Soll ich umkehren! nein, das würde sehr sonderbar lassen. Der Portier würde es ihr vielleicht wiedersagen, und sie könnte es übel nehmen. Ich fürchte also bereits, sie zu erzürnen! In eine Frau verliebt zu sein, die man erst dreimal gesehn! Aber Manche kann man alle Tage dreimal sehen, ohne sich in sie zu verlieben — das hebt sich also. Ich kann doch nicht den ganzen Tag auf der Boucherat-Straße bleiben, besonders da es dort keine Läden giebt, vor denen man sich aufhalten kann, und überdies wird Madame Luceval, die eben nach Hause gekommen, diesen Morgen wohl nicht noch einmal ausgehen; entfernen wir uns also; ich weiß genug für heute.

Ich entferne mich, die Augen beständig auf die Fenster ihres Hauses gerichtet. Wenn Dubois da wäre, würde er mir rathen, Steine in die Scheiben zu werfen, um die Bewohner an die Fenster zu locken; aber auf die Art will ich mit der hübschen Dame nicht Bekanntschaft machen, sie ist keine Fransenmacherin oder Plätterin.

Ich gehe immer grade aus und gerathe dabei

oft in die Gosse, ohne bei meiner Aufregung viel darauf zu achten; als mich Jemand lachend beim Arm nimmt und sagt:

»Lieber Freund, wenn Sie ein Dichter wären, dächte ich, Sie wären in Begeisterung, denn Sie bemerken gar nicht, daß Sie im Kothe waten.«

»Ach, sind Sie es theuerster Jenneville, wahrhaftig, ich sah Sie nicht.«

»Sie sahen mich nicht! O! gestehen Sie, Sie sind verliebt.«

»Ja wohl, ich bestreite es nicht; ich habe eine reizende Dame kennen gelernt, die mir nicht aus dem Kopfe geht.«

»Ich hoffe, Sie werden mich mit ihr bekannt machen.«

»Zuvor muß ich sie aber selbst kennen lernen.«

»So sind Sie verliebt in sie, ohne sie zu kennen! Ach, das ist köstlich — Aber wenn kommen Sie zu Frau von Rémonde?«

»Sobald ich kann.«

»Sie ist Ihnen gewogen, theurer Deligny; sie hat von Ihnen zu mir gesprochen und erwartet Sie an allen Gesellschaftstagen zum Mittagessen; also alle Montage und Freitage.«

»Ich werde so frei sein zu kommen.«

»Nun mein Freund, ich überlasse Sie Ihren ver-

liebten Träumen — Ich gehe zu einem Geschäftsmanne, den mir Blagnard empfohlen. Ja noch eins; Blagnard will mich mit 80,000 Franks bei einem ganz herrlichen Unternehmen interessiren, wobei man in einem Jahre seine Kapitalien verdreifacht: wollen wir ihm diese Summe gemeinschaftlich geben?«

»Wir wollen sehen — ich will mir's überlegen — ich werde Ihnen Antwort sagen.«

»Ja, ja, ich sehe wohl, daß jetzt nicht der Zeitpunkt ist, um mit Ihnen von Geschäften zu sprechen. Adieu; kommen Sie zu Herminien, oder sie wird böse auf Sie.«

Es ist mir sehr gleichgültig, ob seine Herminie böse auf mich wird, oder nicht; ich mag nicht Jenneville und Frau von Rémonde zu Gefallen bei ihr alle Montage und Freitage mein Geld verlieren; man würde mir allerdings zu essen geben, aber ich würde es theuer bezahlen müssen.

Ja, da ich grade vom Essen spreche; es wird wohl Zeit sein, daran zu denken. Aber, anstatt nach meiner Gewohnheit in das Palais royal zu gehen, warum soll ich nicht auf dem Boulevart du Temple essen? Ich werde dort bei weitem besser aufgehoben sein, und dann zur Verdauung in der Boucherat-Straße promeniren. Entzückt über diesen Einfall, kehre ich nach dem Boulevart du Temple

zurück. Schade, daß es keinen Speiſewirth auf der Boucherat-Straße, ihrem Hauſe gegenüber hat — ich würde mich bei ihm abonniren. So gehen wir denn nach dem Cadran-bleu, das iſt am nächſten.

Ich trete ein und verlange ein Cabinet mit der Ausſicht auf das Boulevard; da es keines giebt, welches nach der Boucherat-Straße geht. So bin ihr wenigſtens nahe und das macht mir Vergnügen.

Verliebte ſind ſchlechte Eſſer, beſonders bei unbefriedigter Liebe; indeſſen, während ich gleichgültig die Speiſekarte leſe, muß ich über den Grund lachen, der mich nach dem Cadran-bleu geführt. Was doch die Männer närriſch ſind. Sich einer Leidenſchaft für ein mehr oder minder hübſches Geſichtchen hingeben, unausgeſetzt an ein Weib denken, die euch vielleicht nie anhören wird; — und man ſpottet dann noch über die Kinder, wenn ſie ſich Kartenhäuſer bauen! Da es langweilig iſt, allein zu eſſen, beſonders ohne Hunger, ſo habe ich mein Mahl ſchnell beendet. Ich will auf der Boucherat-Straße meinen Kaffee trinken; aber da es dort kein Kaffeehaus giebt, gehe ich in das türkiſche, welches ganz nahe iſt. Schade, daß es erſt März iſt; an ſchönen Tagen mag jene Dame gewiß manchmal in den türkiſchen Garten gehen: er liegt ja vor ihrer Thür. Ich trinke eine halbe Taſſe im

türkiſchen Kaffeehauſe, aber ich finde nicht Ruhe noch Raſt hier, ich muß nach der Boucherat-Straße zurück; vielleicht geht ſie aus, um ſich nach dem Theater zu begeben.

Ich gehe ſeit einer Viertelſtunde, immer in die Luft ſehend, auf und ab; ein junges Mädchen ſpricht mich an — ſoll ich denn nirgends Ruhe haben?

»Guten Abend, Herr Paul.«

»Ach ſind Sie es, Ninie?«

»Ja, mein Herr, ich will meine Arbeit nach der Straße Saint Antoine tragen.«

»Da laſſen Sie ſich ja nicht aufhalten.«

»Sie hatten doch verſprochen, mich manchmal zu beſuchen und Sie kommen nicht; und wir ſind doch nicht bös aufeinander, nicht wahr? Sie wollten ja mein Freund bleiben.«

»Ja, ja, ich werde Sie beſuchen; ich hatte nur noch nicht Zeit; nun gute Nacht.«

»Ach, Sie wiſſen noch nicht, ich bin Adolph begegnet; der Lügner iſt nicht in England. Ich habe ihn gleich wiedererkannt, mit ſeiner ſchönen Dame unterm Arm . . . ach, wenn ich nur Muth gehabt hätte.«

»Nun, Sie ſollen mir das Alles bei meinem nächſten Beſuche erzählen.«

»Ja und dann habe ich auch eine kleine Be-

kanntſchaft angeknüpft; aber ich mag ihn nicht, er iſt ein Raucher, und ich mag keinen Raucher zum Geliebten.«

»Sie ſollen mir alle Ihre Verhältniſſe ein anderesmal erzählen; ich habe Eile; adieu, Ninie.«

»Adieu, Herr Paul — wenn werden Sie kommen?«

»Nächſte Woche.«

Sie verläßt mich endlich. Wenn Madame Luceval in dieſem Augenblicke ausgegangen wäre, hätte ſie mich wieder mit einer Griſette geſehen; das wäre mir ſehr unlieb geweſen.

Aber ſie geht nicht aus. — Arme Ninie! wie ich ſie kurz abgefertigt habe! Die Liebe macht uns ungerecht, eigennützig, dumm — ach ſehr dumm, beſonders —

Aber es iſt am Ende doch langweilig, auf der Boucherat-Straße Schildwacht zu ſtehen. Die Nacht iſt bereits hereingebrochen, die Stunde, wo man in's Theater gehen könnte, bereits vorbei, ſie wird dieſen Abend nicht mehr ausgehen und ich halte für nichts und wieder nichts Wacht; aber ich weiß, daß ſie hier wohnt und habe alſo meinen Tag nicht verloren.

Zehntes Kapitel.

Ich mache Bekanntschaft.

Schon seit sechs Tagen promenire ich auf der Boucherat-Straße, was wirklich nicht sehr ergötzlich ist, und dehne meine Spaziergänge höchstens bis zur Straße Vendome oder dem Thore Saint Louis aus. Demohnerachtet scheint mir diese Promenade ein wenig einförmig, denn seit sechs Tagen ist Madame Luceval noch nicht ausgegangen, es hätte denn ganz früh oder während ich im Cadran-bleu aß, geschehen müssen; aber essen muß ich doch, denn so verliebt bin ich noch nicht, daß ich mit einem Stücke Brod in der Hand mein Mittagsmahl auf der Straße hielte. Ich weiß, daß sie im zweiten Stock vorn heraus wohnt; aber sie setzt sich nie an's Fenster und die Gardinen sind immer heruntergelassen. Ich sage mir jeden Tag, daß ich heut zum letzten Male im Marais Schildwacht stehen will, indeß komm ich immer wieder hin und fast

glaube ich, eben so wohl aus Eigensinn, als aus Liebe.

Ich habe schon daran gedacht; es ist eine Wohnung in dem Hause der Madame Luceval zu vermiethen; wenn ich nach dem zweiten Stock hinaufstieg, und bei ihr läutete — ich könnte thun, als wäre ich fehlgegangen und wäre nur gekommen, um das leere Quartier zu besehen. Ja, aber wahrscheinlich öffnet mir die Bedienung, und dann muß ich der sagen, was ich will, worauf sie mir das zu vermiethende Quartier zeigen und die Thüre schließen wird, ohne daß ich ihrer Herrschaft ansichtig geworden; da wäre ich um nichts weiter gekommen.

Aber ich will jene Dame durchaus wiedersehen, und mag mich nicht mehr auf der Straße herumtreiben. Ich habe heut mehrere Dienstmädchen aus dem Hause gehen sehen, um zwölf Uhr, zu welcher Stunde die Köchinnen, wie ich glaube, ihre Einkäufe besorgen; wahrhaftig ich wage es — wir wollen ja sehen, was daraus entspringt.

Ich trete rasch in das Haus ein und will die Treppe hinaufsteigen, als der verdammte Portier mich anhält, obwohl ich hoffte, er würde mich nicht bemerken.

»Wohin, mein Herr?«

Wenn ich sagte, ich wollte mir das Quartier

beſehen: würde er mir's zeigen und ich könnte alſo nicht die Thüre verfehlen, daher faſſe ich einen raſchen Entſchluß und antworte:

»Zu Madame Luceval!«

Ich komme nach dem zweiten Stock, ich klingle, mir pocht das Herz. Ich glaube, es pochte mir weniger bei meinem erſten Rendez-vous; — damals war ich aber auch des Sieges gewiß, und heut kann ich erwarten, daß mir die Thüre vor der Naſe zugeſchlagen wird — darin liegt ein großer Unterſchied.

Man öffnet, ſie iſt's, ſie iſt es ſelbſt — in bloßem Kopfe, in einem geſchmackvollen Negligee.

Ach, ich hatte ſie noch nie ſo genau ſehen können; ein großer Hut verbarg mir immer einen Theil ihres Geſichts — ſie iſt hundertmal ſchöner, als ich ſelbſt glaubte.

Bei meinem Anblick kann ſie einen Ausdruck der Ueberraſchung nicht verbergen; ich vergeſſe Alles über dem Glücke, ſie zu ſehen und ſage kein Wort; aber da es doch nicht gebräuchlich iſt, bei den Leuten zu klingeln, nur damit man ſie anſtarren könne, fragt ſie nach einer kleinen Pauſe: »Mein Herr, darf ich fragen, was zu Ihrem Befehle iſt.«

Ich bemühe mich, meine Verwirrung zu verbergen, verwickle mich aber trotz dem bei meine

Antwort: »Madame — verzeihen Sie — ich wollte — ich kam — ich glaube, ich bin fehlgegangen.«

Sie hat die Güte, mir Zeit zu laſſen, um mich zu ſammeln, da ſie vielleicht die Urſache meiner Verwirrung ahnt. Endlich nehme ich mich zuſammen: »es iſt ein Quartier in dieſem Hauſe zu vermiethen, es iſt doch nicht das Ihrige, Madame?«

»Nein, mein Herr, es iſt hier unten.«

»Ach! da bitte ich tauſend Mal um Vergebung, Sie beläſtigt zu haben; hat man mich recht berichtet, daß das Quartier geräumig ſei?«

»Sie können es anſehen, mein Herr, es iſt hier unten.«

Sie macht mir eine ſehr höfliche Verbeugung und ſchließt die Thüre zu. In der That konnte ſie nicht den Portier ſpielen, um mir die Eigenſchaften der Wohnung auseinanderzuſetzen; doch das bleibt ſich gleich, ich habe ſie geſehen, ſie geſprochen, ſie hat mir freundlich geantwortet, ſie benahm ſich ſogar mit einem beſondern Anſtande, der anzuzeigen ſchien, daß ihr eine Verkennung meinerſeits unangenehm ſein würde.

Ich entferne mich voll Entzücken, und bin, ſeit ich ſie im bloßen Kopfe geſehen, noch hundertmal verliebter in ſie.

Ich gehe nach Hauſe, denn für einen Tag kann ich nicht mehr verlangen. Ich überlege mir, auf welche neue Art ich ſie ſehen könnte, gleich den Dichtern, die nach einer Scene, einer Entwickelung ſuchen. Eine Entwickelung — ach, ſo weit bin ich noch nicht, und wer weiß, ob die Intrigue, die ich anſpinnen will, ſich gut für mich enden wird.

Meine Portiers-Frau hat mir eine Empfehlung von Jenneville auszurichten, der mehrmals nach mir gefragt hat, und mich erinnern läßt, daß man mich heut auf der Straße **Le Pelletier** zum Eſſen erwartet. Bei Frau von Rémonde, denn es iſt heut Montag, wo ſie Geſellſchaft ſieht; aber ſie mögen mich immer erwarten, Jenneville ſammt ſeiner Herminie auf mich zürnen. Seine Herminie, von der er mir ein ſo verführeriſches Bild entwarf; ach! wie tief ſteht ſie unter Madame Luceval! Dort lauter Kunſt, Ziererei, Koketterie — hier Alles Natürlichkeit, Grazie, Reize; wenn Jenneville ſie ſähe, ich bin deſſen gewiß, er würde ſich auch in ſie verlieben.

Auch Dubois hat mich beſucht, und es thut mir leid, daß er mich nicht getroffen hat. Er hat Phantaſie, nichts ſetzt ihn in Verlegenheit, wenn er bei einer Dame ankommen will, und wenn auch die Mittel, deren er ſich dazu bedient, nicht immer

die feinſten ſind, ſo hätte mich deren Mannigfaltigkeit auf einen Einfall bringen können. Auch ein Brief meines Vaters wird mir überbracht. Er erwartet mich; die Witterung wird ſchön, die Tage werden länger, er erinnert mich an mein Verſprechen, einige Monate bei ihm zuzubringen, wenn es mir meine Geſchäfte erlaubten.

Der gute Vater! wenn er wüßte, von welcher Art die Geſchäfte ſind, die mich an Paris feſſeln. Aber ich werde ihn gewiß auf einige Zeit beſuchen, wenigſtens, wenn ich ſie nicht in Madame Luceval's Geſellſchaft verleben kann. Nein ich werde meine Pflichten einer Liebſchaft wegen nicht vernachläßigen, eines Weibes wegen, das ich nicht kenne — die aber ſo ſchön iſt im bloßen Kopfe.

Seit acht Tagen bin ich wie ein Kind; ſich einer Leidenſchaft für eine Unbekannte ſo hinzugeben, als ob man unter ſeinen Bekannten nicht die Wahl hätte. Es werden viele Briefe an mich abgegeben, Einladungen zu Diners, zu Soireen. Man macht mir Vorwürfe über Vernachläßigung, und ich gehe auch wirklich ſeit einiger Zeit weniger unter die Leute; und je mehr ich mich zurückziehe, deſto mehr Einladungen erhalte ich. So geht es aber immer; man ſucht die Leute auf, die ſich zurückziehen.

Mein Vater ſchreibt mir niemals, ohne mich mit einigen Aufträgen zu belaſten. Bald muß ich ihm Pulver beſorgen, bald Blei, bald Wäſche, bald Angelhaken, bald Tabak. Die Beſorgung dieſer Aufträge wird mich zerſtreuen, beſchäftigen, und dann hat man weniger Zeit zu Thorheiten. Ein Handwerker, ein Künſtler ſchlägt nicht den Tag todt, um einer Frau nachzugehen, oder nach den Fenſtern zu gaffen, er muß ſich zuvörderſt ſein Mittagbrod verdienen; und das iſt gut für ihn, denn dadurch wird er von Thorheiten abgehalten, was ſonſt nicht der Fall wäre, wie ſich's an Sonntagen und Montagen zeigt.

Ich bin bis gegen fünf Uhr in Geſchäften meines Vaters herumgelaufen, und dann zweifelhaft, was ich anfangen ſoll. Man erwartet mich in zwei Häuſern zum Diner — ich habe die Wahl — was ſoll ich noch im Cadran-bleu machen? man ſpeiſt dort nicht billig und immer allein — was nicht angenehm iſt.

Ich ſtehe vor meinem Hauſe, zweifelhaft über den Weg, den ich einſchlagen ſoll, als ich Jolivet kommen ſehe.

»Sieh! ich komme immer in dem Augenblicke, wo Du ausgehen willſt.«

»Ja, ich will zum Eſſen gehen.«

»Ach Du glaubſt nicht, was mir eben widerfahren

iſt. Mein Oheim hatte mich ſchon vor acht Tagen auf heute eingeladen; nun komme ich eben von ihm; er hat ſich ſeit geſtern auf's Land begeben. Das iſt doch anſtändig — und ich habe zwei andre Einladungen auf heut ausgeſchlagen.«

»Willſt Du mit mir eſſen? ich lade Dich dazu ein.«

»Ach! wirklich — nun ich nehme es ſehr gern an.«

»Ich habe auch zwei Einladungen für heute, aber zu jenen förmlichen Diners, wo es ernſthaft und langweilig zugeht; wo man mich vielleicht zwiſchen zwei hochmüthige Damen, oder zwei Herren, die von Politik ſchwatzen, ſetzen würde und wobei ich auf kein großes Vergnügen zu rechnen wage.«

»Ach, Du haſt ganz Recht; nichts Langweiligeres, als dieſe Diners.«

»So wollen wir nach dem Cadran-bleu gehen . . . man wird dort ſehr gut bedient.«

»Ja, vortrefflich; wir wollen plaudern, lachen, und uns luſtig machen. Ja, haſt Du Dubois noch nicht geſehn? ich kann ſeiner nicht habhaft werden — er iſt mir immer noch die halbe Bowle ſchuldig.«

»Ach ich habe andre Dinge im Kopfe, als Dubois, wie ich Dir beim Eſſen erzählen werde.«

Wir lenken nach dem Boulevard du temple ein; ich fühle mich recht aufgelegt, denn ich brenne vor Ungeduld, im Cadran-bleu zu eſſen und freue mich, daß mir Jolivet einen Vorwand dazu gegeben hat; und er iſt immer liebenswürdig, wenn er die Ausſicht hat gut zu eſſen, ohne daß es ihm etwas koſtet.

Wir kommen hin, und mir iſt, als athmete ich freier in jenem Viertel. Ich verlange ein Cabinet mit der Ausſicht auf das Boulevart, weil ich beim Eſſen die Leute beobachten und wenn ſie etwa dieſen Abend ausgehen ſollte, ſie vorübergehen ſehen kann.

Ich überlaſſe Jolivet die Beſtellung, finde Alles gut und vortrefflich, laſſe die Tiſche an's Fenſter rücken und verwende faſt kein Auge vom Boulevart. Jolivet iſt das ganz gleichgültig, er ſieht nur auf den Teller. »Man wird hier ſehr gut bedient,« ſagt Jolivet, »und der Garçon behandelt Dich wie einen Stammgaſt.«

»Ja, ich komme ſeit einiger Zeit öfter hieher . . . Ich finde dieſe Gegend ſehr reizend, ſeitdem ich weiß, daß ſie ein Weib einſchließt, zu der ich mich einer Neigung nicht entſchlagen kann.«

»Warum auch! iſt ſie etwa nicht reich?«

»Ich weiß nicht, ob ſie arm oder reich iſt — was frage ich darnach.«

»Mein guter Deligny, ich verſichere Dich, es iſt immer beſſer, eine wohlhabende Bekannte — eine Frau, die nichts koſtet —«

»Ach wenn Du wüßteſt, wie ſchön ſie iſt! nichts von jenen erlogenen, von jenen nachgemachten Reizen . . .«

»Ich verſtehe, es iſt eine Schönheit — baar Geld —«

»Ach, wie biſt Du langweilig mit Deinem baaren Gelde.«

»Mein Freund, ich wollte damit nur ſagen, daß ihre Schönheit keine falſche Münze ſei, daß ihre Reize von reellem Werthe ſind — es iſt kaufmänniſcher Styl.«

Ich erzähle Jolivet mein Zuſammentreffen mit Madame Luceval, und er hört mich mit um ſo größerer Aufmerkſamkeit, als ihn das nicht am Eſſen hindert; im Gegentheil, da ich fortwährend ſpreche, ißt er für Zweie — die Vielfreſſer diniren gern mit Schwätzern.

Wir ſind beim Deſſert, Jolivet hat eben zum zweitenmale Obſtmus beſtellt, als ich einen Freudenruf ausſtoßend, vom Fenſter, woran ich ſtand, wegeile und nach meinem Hute greife.

»Was haſt Du denn,« fragt mich Jolivet.

»Mein Freund, eben habe ich ſie geſehen; ſie war es ganz gewiß; ſie ging über das Boulevart; vielleicht geht ſie in das Theater, ich muß es wiſſen.«

»Aber beeile Dich nur, ſei nicht zu lange, ich werde indeß den Kaffee beſtellen.«

Ich höre Jolivet nicht mehr, ich bin ſchon unten; ich eile nach jener Gegend des Boulevarts, wohin ich ſie gehen ſah und zittere vor Furcht, ſie verloren zu haben. Aber nein! ich ſehe ſie — gehen wir nicht ſo raſch — ſie iſt mit einem Landmädchen — ohne Zweifel ihre Wirthſchafterin. Wo wollen ſie ſich hinbegeben? ſchadet nichts, ich werde ſie nicht aus dem Geſicht verlieren.

Ach ſie gehen zu Franconi; ſehr gut, ſo werde ich den Abend in ihrer Nähe verleben. Ich laſſe ſie eintreten und löſe mir dann gleichfalls ein Billet. Wie groß iſt dieſer Saal! aber ich werde ſie ſchon finden, ſollte ich mir auch alle Logen öffnen laſſen.

Sie iſt in der erſten Logenreihe auf der Seite.

Ich eile hin, die Schließerin bietet mir einen Platz vorne an.

»Nein, Madame, ich will dort einen Platz, wo bereits zwei Perſonen ſitzen.«

»Aber, mein Herr, Sie haben ja hier einen Vorderſitz.«

»Mein Gott, Madame, ich will dorthin und damit gut.«

Man bringt mich endlich nach dem erwünſchten Platze; ich überſpringe ungeſtüm die Bänke, als würde ich nicht ſchnell genug neben ihr ſein, und als könnte man mir meinen Platz ſtehlen.

Ich komme an; ſie hat ſich umgedreht und mich geſehen — ich bin ſo frei, ſie zu grüßen — ſie kann das nicht übel nehmen. Nein, denn ſie erwidert meinen Gruß ſehr freundlich nnd ich möchte jetzt meinen Platz nicht für Tauſend Thaler weggeben.

Jetzt iſt der Augenblick und die Gelegenheit da, mit ihr zu ſprechen; ihre Wirthſchafterin ſperrt den Mund auf und hat nicht Augen genug, um den Saal und die Pferde zu betrachten — Ich kann alſo annehmen, daß ich allein bei ihr bin.

Aber wie kommt es nur, daß wenn man tauſend Dinge zu ſagen hätte, man grade nicht Worte finden kann, um auch nur einen einzigen Gedanken richtig auszudrücken.

»Ich glaube, Madame, daß ich Ihnen dieſen Morgen beſchwerlich gefallen bin — als ich mir ein Quartier in Ihrem Hauſe anſehen wollte.«

»Ja, mein Herr, Sie haben bei mir geklingelt.«

»So bin ich heut um so glücklicher, als mir der Zufall zweimal das Vergnügen verschafft, Sie zu sehen.«

Sie antwortet hierauf nicht — es war ein Kompliment. Ich hatte Unrecht, ihr eines zu sagen, wenn man nur von gleichgültigen Dingen spricht, erhält man eher eine Antwort. Ich fahre daher nach einiger Zeit also fort:

»Ich war auch sonst schon in Ihrer Nähe, in der Gaité, bei einer ersten Aufführung —«

»Ja, mein Herr, ich war mit meiner Wirthschafterin dorthin gegangen, wie heut; ich hatte ihr längst versprochen, sie in das Theater zu führen, wovon sie keine Vorstellung hatte, da sie eben erst vom Dorfe kam. Ich hatte zwei Billets gelöst, aber an der Thüre verloren wir uns im Gedränge: ich trat allein ein, in der Hoffnung, meine Magd im Saale wiederzufinden — suchte sie aber dort vergeblich — das arme Mädchen hatte ihr Billet im Gedränge verloren und den ganzen Abend an der Thüre auf mich gewartet. Seit jenem Tage habe ich mir vorgenommen, mich niemals mehr einem solchen Getümmel auszusetzen.«

Das ist eine Aufklärung, die mich entzückt; sie will mich den Grund wissen lassen, warum sie allein im Theater war; sie wünscht, daß ich keine schlechte

Meinung von ihr habe; sie giebt also etwas auf meine Meinung — ich denke, das ist ein günstiges Zeichen.

»Wir haben uns auch in der Oper getroffen,« fährt die Dame lächelnd fort.

Mir wäre es lieber gewesen, sie hätte sich jenes Zusammentreffens nicht erinnert, indeß sie spricht zu mir und ich will die Unterhaltung nicht fallen lassen.

»Ja, Madame, ja — ich erinnere mich —«

»Jenen Abend waren Sie in Gesellschaft.«

»Ja, in der That, ich war mit einer jungen Dame aus der Provinz, die mit den Pariser Gebräuchen gänzlich unbekannt war.«

»Ach, es war eine Dame aus der Provinz?«

Dabei lächelt sie spöttisch, und ich vermuthe, daß sie sich von mir nicht täuschen ließ; aber wozu diese Fragen? Wäre sie bereits auf die Person, welche sie bei mir sah, eifersüchtig? das wäre köstlich. Wir beobachten ein längeres Stillschweigen; sie beschäftigt sich mit der Vorstellung, mit ihrer Magd, ich mit Muthmaßungen.

»Sie gehen oft in das Theater, Madame?«

»Ziemlich oft, mein Herr; des Winters ist dies meine einzige Zerstreuung — seitdem ich nicht mehr in der großen Welt lebe.«

»Sie haben die Welt aufgegeben? das heißt zeitig den Genüssen entsagen, die sie uns bereiten kann.«

»Ach, ich sehne mich nicht darnach, mein Herr.«

»Ohne Zweifel nicht mehr, seit Sie Ihren Herrn Gemahl verloren?«

Sie sieht mich mit einer ganz eigenen Miene an, indem sie sagt:

»Ja, mein Herr, seitdem ich meinen Gemahl verloren.«

»Sie sind zeitig Wittwe!«

Ihre Miene drückt wieder die größte Befremdung aus, doch antwortet sie nicht. Habe ich etwa eine Albernheit gesagt? Vielleicht that ich Unrecht, ihr von dem Gemahl zu reden, welchen sie ohne Zweifel liebt und beweint, und wodurch ich ihren Schmerz erneuert. Zu was Teufel spreche ich denn aber auch von ihrem Mann. Nach kurzer Zeit sagt sie, mich aufmerksam ansehend:

»Wer hat Ihnen denn gesagt, daß ich Wittwe sei?«

»Ihr — Ihr Portier.«

»Mein Portier!«

Sie lächelt ungläubig, aber ich habe nicht mehr die Kraft, ihr mein Gefühl zu verheimlichen und fahre fort:

»Ja, Madame, ich habe mir erlaubt, Erkun-

digungen bei Ihrem Portier einzuziehen — zu fragen, ob Sie wirklich in dem Hauſe wohnten, in welches ich Sie hineingehen ſah, denn Sie erinnern ſich wohl noch, daß ich Ihnen auch im Palais royal vor einigen Tagen begegnet bin .... Die Erinnerung an Sie hat mich nie verlaſſen, und entzückt, Sie wieder zu ſehen, ging ich Ihnen nach — Sie verließen damals Ihre Freundin, und ich ſah Sie in ein Haus auf der Boucherat-Straße hineingehen .... aber Sie brauchten doch dort nicht zu wohnen, deshalb erlaubte ich mir, mich bei dem Portier, zu erkundigen, und erfuhr, daß Sie Wittwe wären und Madame Luceval hießen. Seit jener Zeit, Madame, habe ich faſt jeden Tag dazu benutzt, um nach Ihren Fenſtern zu ſehen, in der Hoffnung, Sie dort zu erblicken ... endlich dieſen Morgen habe ich das leerſtehende Quartier als Vorwand benutzt, um bei Ihnen zu klingeln. Das habe ich gethan, Madame; ich weiß nicht, ob Sie meine Aufführung tadeln, keinen Falls aber können Sie mich hindern, dieſen Abend, da ich in Ihrer Nähe bin, der Glücklichſte aller Menſchen zu ſein.«

Sie hat mir aufmerkſam zugehört und ich leſe keinen Unwillen in ihren Augen; ſie ſcheint nachzudenken, aber ſie ſpricht nicht, antwortet mir nicht —

es würde mir, glaub' ich, lieber sein, wenn sie mich ausschmähte.

»Meine Offenherzigkeit hat Ihnen mißfallen, Madame, ich wäre in Verzweiflung darüber — ich hatte gewiß nicht die Absicht, Sie zu beleidigen.«

»Ihre Offenherzigkeit — mein Herr!« antwortet Sie mit einem ironischen Lächeln, das ich nicht begreife.

»Sie scheinen Mißtrauen in meine Ehrlichkeit zu setzen, Madame, und da ich nicht das Glück habe, Ihnen näher bekannt zu sein, so begreife ich, daß Sie mich mit jenen Thoren verwechseln können, die bei dem Anblicke jedes hübschen Weibes gleich Feuer fangen, aber —«

»Ich bitte um Verzeihung, mein Herr, ich habe das Vergnügen, Sie zu kennen, oder wenigstens zu wissen, wer Sie sind, und hätte ich das nicht gewußt, so dürfen Sie schon glauben, daß ich nicht mit Ihnen plaudern würde, wie ich es eben gethan. Sie sind Herr Deligny?«

»Ja, Madame.«

»Ich hörte, als ich mich das Erstemal neben Ihnen befand, Ihren Namen nennen, welcher mich stutzen machte — weil — weil ich ihn öfters hatte nennen hören. Sie gehen viel in Gesellschaft?«

»Ja, Madame — aber ich erinnere mich nicht

jemals in Ihrer Gesellschaft gewesen zu sein, Sie wären mir sonst sicherlich aufgefallen.«

»Nein, wir waren niemals in Gesellschaft mit einander — aber ich kenne Personen — die Sie auch kennen.«

»Wen denn, Madame?«

»Ach, ich erinnere mich im Augenblicke der Namen nicht . . . Sie haben Ihre Mutter verloren und Ihr Herr Vater lebt auf dem Lande.«

»So ist es, Madame.«

»Sie sehen, mein Herr, das ich Recht hatte, als ich sagte, daß Sie kein Fremder für mich wären.«

»Ich wäre sehr glücklich, Madame, wenn Sie mir aus diesem Grunde erlauben wollten, unsere Bekanntschaft fortzusetzen.«

»Da Sie meinen Namen und meine Verhältnisse kennen, so hätte man Ihnen auch sagen sollen, daß ich, einige Freundinnen ausgenommen, Niemanden bei mir sehe. — Hat Ihnen mein Portier das nicht gesagt?«

Sie lächelt bei dieser Antwort mit einem, mir hier nicht passend scheinenden, spöttischen Lächeln, und ich antworte ihr mit einem etwas piquirten Tone:

»Madame, wenn ich mir erlaubt habe, mit Ihrem Portier zu sprechen, so geschah dies nur,

um zu wiſſen, ob ſie dort wohnten; übrigens und trotz des Wunſches, Sie kennen zu lernen, werden Sie doch hoffentlich nicht glauben, daß es meine Gewohnheit iſt, mich nach Dingen zu erkundigen, die mich nichts angehen.«

Sie ſchweigt und ich auch; ſie ſieht nach der Vorſtellung und ſcheint nicht mehr daran zu denken, daß ich da bin.

Ich, ich ſehe nur ſie, berauſche mich in dem Vergnügen, ſie zu betrachten, und denke darüber nach, wie ich die Unterhaltung wieder anknüpfen ſoll.

Sie wendet ſich jedoch ſelbſt wieder nach mir um, und ſagt in einem ſehr liebenswürdigen Tone: »Wie glücklich meine Magd iſt; das arme Kind! ich entſchädige ſie für jenen Abend, den ſie mit Warten hingebracht hat, als ich in der Gaité war. Sie hat ihr Dorf erſt ſeit einem Vierteljahre verlaſſen: Alles iſt noch neu für ſie in Paris . . . und es braucht ſo wenig, um ſie glücklich zu machen.«

Ich will eben antworten: ſie iſt glücklich genug, daß ſie bei Ihnen wohnen darf — aber ich halte noch an mich . . . das würde ausſehen, wie ein Kompliment, und immer Komplimente ſagen, iſt ſo fade. Ich muß mich eine Zeit lang damit begnügen, von gleichgültigen Dingen mit ihr zu reden;

Madame Luceval hat Geiſt, Feinheit; ſie drückt ſich mit Grazie aus, ohne jemals Anmaßung zu zeigen, und je mehr ich ſie ſehe und höre, um ſo mehr wächſt das Gefühl, welches ſie mir einflößt.

Ich habe nie ein Weib gekannt, das mir ſo gefallen hätte. Ich möchte gern wiſſen, ob ſie mir erlauben möchte, ſie zu beſuchen — ich wage aber nicht, ſie zu fragen. Aengſtlich ſehe ich die Zeit entſchwinden, jeder Akt ſcheint mir nur eine Minute zu dauern — ich fühle mich ſo wohl neben ihr — dieſer Abend wird ſo ſchnell zu Ende ſein.

»Wie gefällt Ihnen das Stück?« ſagt ſie.

»Dieſes Stück — ich muß geſtehen, daß ich nichts davon gehört habe; ich bin ſo glücklich, daß ich in Ihrer Nähe ſein und mit Ihnen ſprechen darf, daß —«

»Mein Herr, ich wiederhole Ihnen, daß, wenn ich Sie nicht kennte, ich böſe werden müßte; ich bin nicht gewohnt, dergleichen Reden anzuhören — aber ich verzeihe Ihnen, weil —«

»Weil — o vollenden Sie, Madame, ich bitte darum.«

»Ich glaube, das wird nicht nöthig ſein und Sie verſtehen mich recht gut.«

»Ich Sie verſtehen — wahrhaftig, Madame, ich begreife nicht was Sie damit ſagen wollen.«

Sie sieht mich wieder ungläubig an — ich begreife sie nicht.

Nach einem Augenblicke sagt sie lächelnd: »Haben Sie heut nicht Ihre junge Dame aus der Provinz in's Theater mitgenommen?«

»Ich fühle, daß ich erröthe und sage stotternd: »Ich hielt Sie nicht für so boshaft, Madame.«

»Boshaft, wie? Ist es boshaft, danach zu fragen? Sie ist hübsch — diese junge Dame.«

»Ich besinne mich nicht mehr darauf.«

»Sie haben ein kurzes Gedächtniß — aber andere Leute haben vielleicht ein besseres als Sie.«

»Andere — auf Ehre, Madame, entweder raubt mir das Vergnügen, in Ihrer Nähe zu sein, alle Fassungskraft, oder Ihre Worte sind wirklich Räthsel. Ich gestehe, daß ich noch immer nicht weiß, was Sie sagen wollen.«

Sie dreht sich mit einem leichten Anflug von Unwillen weg. Was soll denn das heißen? macht mich denn die Liebe ganz dumm? — augenscheinlich! aber davon wird man geheilt.

Wir sprechen nicht mehr und die Zeit vergeht. — Nur noch ein Akt! man hat also diesen Abend nicht drei Melodramen aufgeführt. Ich bemühe mich, die Unterhaltung wieder in Gang zu bringen, aber sie scheint mir jetzt zurückhaltender zu sein —

ſich weniger ihrem heiteren Temperament zu überlaſſen.

Ich muß mich mit einigen Worten über das Stück, die Schauſpieler und den Saal begnügen. Ich gebe gewiß ganz verkehrte Antworten, denn ich bemerke, daß ſie mich einigemal mit Ueberraſchung anſieht und ein leichtes Lächeln auf ihren Lippen ſchwebt. Jetzt macht ſich eine allgemeine Bewegung im Saale bemerkbar, Alles ſteht auf. — Mein Gott, ſo wäre es ſchon aus? leider ja. Dieſer glückliche Abend hat nur einen Augenblick gedauert — und man muß ſo viele langweilige verleben. Ja, nur unſere Empfindungen nehmen oder geben der Zeit Flügel.

Madame Lucevал iſt auch aufgeſtanden; ich ſehe wohl, daß man gehen muß, und gebe ihr die Hand, um ſie aus der Loge zu führen — dann gehe ich ihr zur Seite. Sie hat den Arm ihrer Magd genommen — aber ich ſpreche fortwährend zu ihr und Sie antwortet mir. Wir verlaſſen den Saal und ich gehe immer neben ihr.

Nach einigen Augenblicken ſagt ſie: »Wohnen Sie in dieſer Gegend?«

»Nicht grade in dieſer Gegend, aber ich hoffe, Sie nehmen es nicht übel, wenn ich Sie bis an Ihre Wohnung geleite «

»Einem Andern würde ich es nicht erlauben, aber da Sie mir kein Fremder sind, kann ich nicht böse darüber werden.«

Ich begreife nichts von dieser Bekanntschaft, die nach ihrer Behauptung zwischen uns statt finden soll, doch sei's darum, man muß Nutzen daraus ziehen.

Ich überlege mir, daß sie ganz in der Nähe wohnt und ich sie bald verlassen muß; dieser Gedanke macht mir Muth, um eine größere Gunst zu bitten.

»Madame, da ich Ihnen kein Fremder bin, da Sie meine Familie und meine Freunde kennen — darf ich es wagen, Ihnen meine Aufwartung zu machen?«

Sie antwortet nicht, scheint sich's zu überlegen — ich zittere, ihre Antwort soll über das Glück meines Lebens entscheiden, denn es giebt kein Glück mehr für mich, wenn ich diese Frau nicht wiedersehen darf.

»Wenn es Ihnen angenehm ist, mein Herr, werde ich Ihre Besuche mit Vergnügen annehmen.«

Großer Gott, täuschen mich auch meine Sinne nicht! Sie, ihre süße Stimme hat mir diese Worte gesagt — sie wird meine Besuche mit Vergnügen annehmen.

Ich weiß nicht mehr, wo ich bin, noch, was

ich antworte; ich würde eine Thorheit begehen, wären wir nicht zum Glück an ihrer Thüre angekommen, wo sie nach einer freundlichen Empfehlung hineingeht.

Ich glaube in diesem Augenblicke war mir ihre Entfernung angenehm — ich kann mich meinem Entzücken überlassen, ich laufe, ich hüpfe. Ach, ich war oft genug verliebt, aber so noch nie — denn ich hatte noch nie wahrhaft geliebt.

Ich bin auf den Boulevards, ich trete in ein Kaffeehaus, ich weiß nicht warum, aber ich fordere etwas — sehe Jedermann triumphirend an, ohne daß man darauf achtete! Diese Leute lesen Journale und ich begreife in diesem Augenblicke nicht, wie man Journale lesen kann — aber man zeigt hier eine Kaltblütigkeit, die ich nicht ertragen kann. Ich stehe auf, als mir der Garçon den Punsch bringt, bezahle und gehe fort. Gehen wir nach Hause, das wird das Beste sein. Da sie mir gesagt, sie würde meine Besuche mit Vergnügen annehmen — diese Worte gehen gar nicht aus meinem Gedächtniß — da sie mir das gesagt hat, kann ich sie ohne Zudringlichkeit morgen schon besuchen. Ja, morgen will ich zu ihr gehen, und um morgen zeitiger aufzustehen, wollen wir schnell schlafen gehen.

Ich lege mich zu Bett, aber man kannn nicht

ſchlafen mit einer neuen Liebe im Kopfe, und noch weniger, wenn ſie Einem im Herzen ſitzt, denn das Herz hält noch beſſer munter, als der Verſtand. Ich ſpringe in's Bett, als hätte ich drei Flaſchen Champagner getrunken. Da ich nicht ſchlafen kann, überlege ich mir die glücklichen Ereigniſſe dieſes Tages. Ach mein Gott, während ich an den Zufall denke, der mich Madame Luceval bemerken ließ, erinnere ich mich daran, daß ich mit Jolivet im Cadran-bleu war, und ihn in dem Augenblicke verließ, als man uns den Kaffee brachte. Der arme Jolivet; er wird das Diner, wozu ich ihn eingeladen, haben bezahlen müſſen. Er iſt im Stande, mich noch bei dem Traiteur zu erwarten, und wenn es nicht ſchon ſo ſpät wäre, würde ich hingehen. Aber nein, er wird bezahlt haben in der ſichern Vorausſetzung, es von mir wiederzuerhalten. Ich muß lachen, wenn ich mir das Geſicht denke, welches er gemacht haben wird.

Dieſes Ereigniß beſchäftigt mich nicht lange, ich kann nur noch an die reizende Frau denken, die ich anbete und die mir erlaubt, zu ihr zu kommen.

War ich heut Abend ſchon ſo glücklich, als ich nur neben ihr im Theater ſaß, was werde ich empfinden, wenn ich ihr ohne Zeugen meine Gefühle werde entdecken können. Ich bemühe mich, mir

wieder in's Gedächtniß zurückzurufen, was sie mir diesen Abend gesagt hat, das kleinste Wort, welches sie mir geschenkt, dennn in ihrem Munde ist auch das kleinste Musik. — Ja, das hat sie gesagt — dann das. — Doch endlich werden meine Erinnerungen undeutlich, meine Gedanken verwirren sich — ich verwechsele gestern und heute — und schlafe ein.

(Ende des ersten Bandes.)

Druck und Papier von M. Friedländer in Breslau.

OCT 27 '52